cat. fol. 3H 12 83A

LD 2552

Die gläserne Maske.

Von

Georg Friedrich Hänle.

Frankfurt am Main,
Gedruckt und verlegt bei Joh. David Sauerländer.

1 8 2 0.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Der Verfasser hat den Stoff zu dieser skizzirten Geschichte aus den französischen Kriminalakten des siebenzehnten Jahrhunderts gezogen, und wollte sie nicht mit Blumen überhäufen, um ihre schreckliche Wahrheit nicht verdächtig zu machen. Er hat sie in das Gewand gehüllt, in welchem die handelnden Personen unter den Augen ihrer Zeitgenossen gewandelt sind, und es ihrer Katastrophe überlassen sie zu entkleiden.

Ludwig der Vierzehnte war ein Knabe von fünf Jahren als er den französischen Thron bestieg. Seine Mutter trug, als Vormünderin des jungen Königs, den Namen Regentin, und Kardinal Mazarini regierte.

Dieser Sicilianer — von den Franzosen Mazarin genannt — besaß alle Eigenschaften eines Premier-Ministers. Heuchlerische Ergebenheit gegen seine Monarchin verhüllte seine gränzenlose Herrschsucht, wohlberechnete Verschwendung seine unersättliche Geldgier, und eine feste Haltung auf dem schroffen Gipfel der Größe seinen Seelenschwindel. Frankreich stand damals in großem Flor,

aber jedermann wollte sich, bei der Minderjährigkeit des Königs, aus dessen Schatze bereichern, zu welchem Mazarin den Schlüssel hatte.

Es entgieng dem Spürblicke der Franzosen nicht, daß der Minister Schwächen hatte, welche er absichtlich verrieth, wenn es sein Vortheil verlangte. Durch reiche Geschenke erwarb man sich bei ihm große Verdienste um den Staat, die er königlich belohnte. Er suchte männiglich zu befriedigen, ohne sich selbst zu vergessen, erschöpfte die Staatskasse, füllte sie durch harte Bedrückungen wieder, und erregte dadurch die höchste Unzufriedenheit des Volks.

Mazarins Feinde benutzten diese Stimmung um ihm den Krieg zu erklären; das Volk wurde aufgewiegelt, Schmähschriften eröffneten den Feldzug, und die Zungen der vornehmen Weiber plänkelten. Endlich bildete sich in Paris eine Parthie, welche, wie der kleine David mit der Schleuder den gro-

ßen Goliath, eben so leicht und sicher den Kardinal niederzuwerfen drohte, und sich selbst, im Vertrauen auf den Beistand des Himmels, die Schleuderer nannte.

Der Herzog von Beaufort und der Erzbischoff Goodi stellten sich an ihre Spitze, und das Parlement zu Paris, das sich ein großes Ansehen über die Regierung anmaßte, trat dem Bunde bei. Auch Turenne, der damals die französische Armee in Deutschland befehligte, schlug sich auf die Seite des Parlements; aber in dem entscheidenden Augenblicke, da der Kardinal unrettbar verloren schien, besänftigte er die Truppen mit Geld, die ganze Armee rief: „Es lebe der König!" und Turenne flüchtete nach Spanien.

Es ist ein Erbtheil des französischen Thrones, daß die Prinzen von Geblüt mit ihrem regierenden Familien-Oberhaupt in stetem Widerspruche leben. Die Schleuderer erhielten Verstärkung durch den Zutritt des

Prinzen Conde und seiner Angehörigen, und Mazarin stand mit Ludwig dem Vierzehnten allein auf dem Kampfplatz.

Dieser junge König, der, nach einer zwanzigjährigen unfruchtbaren Ehe, wie durch ein Wunderwerk geboren, und von Frankreichs Genius gewiegt wurde, hat, durch sein unwillkommenes Erscheinen, alle Hoffnungen der nächsten Thronfolger niedergeschlagen, und vielleicht liegen schaudervolle Plane der Eifersucht im Schooße der Vergangenheit begraben.

Es begab sich aber um diese Zeit, daß der Bund verschiedene Absichten hatte, und uneins wurde. Da erweckte der Kardinal gar listiglich Zwietracht unter ihnen, und es gelang ihm, den Prinzen Conde von den Schleuderern abzuziehen, welche, durch dessen Abfall aufgebracht, sich mit dem Kardinal wieder aussöhnten. Mazarin benutzte dieses augenblickliche Uebergewicht, und warf den Prinzen Conde, nebst seinem

Bruder Conti, und ihrem Schwager Herzog von Longerville ins Gefängniß.

Durch diesen Gewaltstreich fühlte sich ganz Frankreich beleidigt. Die Stadt Bourdeaux brach in öffentliche Empörung aus, und ganz Paris forderte mit großem Ungestüm die Befreiung der Prinzen.

Der Cardinal, um dem Sturme auszuweichen, gab die Prinzen frei, zog sich nach Briel, zum Churfürsten von Cölln, zurück, und wurde hierauf, durch ein Parlements-Dekret, auf ewig aus Frankreich verbannt.

Nach seiner Entfernung erschien Conde in seiner wahren Gestalt, er beunruhigte Frankreich mit zügelloser Freiheit, und verband sich mit den Spaniern, welche Barcellona eroberten, und sich ganz Catalonien unterwarfen.

In dieser Noth wurde Mazarin von der Königin wieder zurückberufen. Er stellte sich an die Spitze der königlichen Truppen,

und vereitelte durch seine Tapferkeit die Plane Conde's.

Als aber der Haß des Parlements und der Schleuderer neuerdings gegen ihn in hohen Flammen aufloderte, da trat er auf und sprach: „Franzosen! — Turenne und Conde haben sich mit unseren Feinden verbunden, Piombino und Portolongone, Barcellona, Grevelingen und Dünkirchen giengen für Frankreich verloren. Ich habe den meineidigen Turenne besiegt, und den herrchsüchtigen Conde geschlagen, aber Undank und Verfolgung ist mein Lohn. Ich verlasse Frankreich, um euch Ruhe und Frieden zu geben; vergeßt nicht, daß ich dem Könige treu gedient und nur das Wohl des Reichs gewollt habe."

Kein Blitzstrahl wird von einer Weterstange schneller vom First eines Hauses abgeleitet, als nun, durch diese schlauen Worte, der Haß des Volkes von seinem Haupte auf seinen Gegner überschlug. Conde,

der Gunst des Volks beraubt, zog mit seinen Truppen in die Niederlände zu den Spaniern, und der Kardinal behielt ungehindert die höchste Verwaltung des Reichs bis an sein Ende.

Mazarin starb, und hinterließ seinem Könige eine goldene Lehre, die in die Scepter aller Regenten eingegraben werden sollte: „Sire" sagte der sterbende Minister „regiert Euer schönes Reich selbst, und ergebt Euch keinem Günstling."

Ludwig der XIV. bewahrte diese Worte als ein heiliges Vermächtniß, das er, als den letzten Willen seines Freundes, buchstäblich in Vollziehung setzte.

Mit starker Hand faßte der nun mannbare König das Ruder des Staats. Sein erstes Geschäft war, die Finanzen in Ordnung zu bringen, und eine strenge Untersuchung gegen die treulosen Verwalter seiner Kassen anzustellen; diese vollgesogenen Schwämme wurden nun ausgedrückt, und

ein unermeßlicher Reichthum floß in die Schatzkammer des Königs zurück.

Mazarin war tod, aber die Zwietracht starb nicht mit ihm. Partheisucht und Familienhaß wütheten noch viele Jahre fort, und vererbten sich bis ins dritte und vierte Glied. Der Starke bediente sich der Gewalt, den Schwachen rächte die Zunge, oder der hellblinkende Stahl. Ludwigs Eroberungssucht war unersättlich, seine Kriege überschütteten Frankreich mit Ruhm, aber auch mit Lastern. Die Waffen herrschten und die Gesetze schwiegen, gewaltiger wurde der Starke, ohnmächtiger der Schwache, grausamer die Verfolgung, schrecklicher die Rache. Das Heer der Eumeniden zog, angelockt von diesen Reizen, aus den Pesthöhlen Italiens über die Alpen, ließ sich, in schwarzen Zügen in Frankreich nieder, und unterrichtete die Bosheit in der höllischen Kunst des Giftmischens.

In diesem Zeitraum lebte in Paris der Marquis von Brinvillers, geschätzt wegen seinen persönlichen Eigenschaften und seines großen Reichthumes, aber hochbeneidet wegen des Besitzes des reizendsten aller Weiber. Gabriele seine Gemahlin, war der Stolz der Hauptstadt, die Zierde des Hofes, und das unerreichbare Vorbild der vollkommensten Schönheit. Es war ein vergebliches Bestreben sie würdig zu besingen, die Dichter verzehrten sich in ihrem Lob, und die Kunst der Maler ward schon durch die äussern Umrisse ihrer Gestalt erschöpft. Nur eine Madonna von Raphael konnte mit ihr verglichen werden, und diese Schutzheilige war die Zuflucht der Künstler und Anbeter in ihrer höchsten Noth.

Ein sanftes Feuer das aus ihrem heitern Auge strahlte, zog alle Herzen an, und ihre ruhige, gottergebene Miene gab ihr eine Würde, welche nur das Bewußtsein der Tugend malen kann. Wer konnte glauben,

daß, wenn ihre Brust von Andacht sich erhob, nicht neben Gott, in ihr auch Raum noch für die Liebe wäre? Nein, ohne Liebe kann die bildende Natur kein Meisterstück vollenden. Gabriele liebte. In Frankreichs Paradies geboren, und von den Grazien und Amoretten erzogen, lernte sie früh die Liebe kennen.

Nach der Sitte der höhern Stände wurden der aufsprossenden Jugend zuweilen kleine Feste gegeben, um, wie man glaubte, durch Spiel, Musik und Tanz ihre Talente zu üben, und sie für den Umgang der großen Welt zu bilden. Eigentlich aber waren diese philantropischen Uebungen nur ein Abrichten der Jugend, um die Kräfte der Natur vor der Zeit zu entwickeln, und die Bestimmung des schönen Geschlechts zu beschleunigen.

Bei Gabriele bedurfte es dieser Anstrengung nicht; ein innerer Trieb entfaltete ihre weiblichen Reize mit einer schwelgerischen

Ueppigkeit, und erhob sie bald zur Königin dieser Feste, bei welchen ihre glänzenden Vorzüge die Huldigung aller Ritter empfingen. Unter diesen befand sich der junge Malemort, Lieutenant bei dem Reuterregimente des Königs. Er wußte Gabrielen so viel Schönes zu sagen, daß sie dem schönen Offizier, den sie lange schon im Stillen beobachtet hatte, mit freudigem Zittern die Hand zum Tanze reichte.

Die Liebe führt keine Beweise: ein Blick, ein Händedruck, und der Bund der Herzen war geschlossen. Ach wie gerne hätten sie ihren stummen Vertrag, der keine Zeugen verlangte, mit einem Kusse besiegelt!

„Darf ich mich Morgen nach Euerem Befinden erkundigen, schöne Gabriele!" fragte Malemort, als er seine Tänzerin wieder ihrem Damastpolster zuführte.

Kaum konnte sie ihm ein schüchternes Ja zulispeln, als der Marschall von Luxem-

burg, der ihr Augenspiel beobachtet hatte, dazwischen trat, ihr einen derben Kuß auf die Wangen drückte, und sagte: „der ist für Euch Malemort, nun gehts nach Hause.“ Gabrielens Vater winkte zum Aufbruch, Malemort bot ihr den Arm, führte sie zum Wagen, und verlor sich ins Freie, freudetrunken über sein künftiges Glück.

Durch Gabrielens Bruder, Franz, dem er im Abgehen einen Besuch versprochen hatte, ward es ihm leicht des andern Morgens Zugang zur Schwester zu finden, deren Vater, nach eingenommenem Frühstück, einen vorgeschlagenen Spaziergang in das Bosquet des Gartens, in Begleitung des Bruders, gern geschehen ließ. Es war ein freundlicher Herbstmorgen; ein Schattenlabyrinth führte sie einer, in heiligem Dunkel versteckten Grotte zu, wo Sitze von schwellendem Moos sie aufnahmen, und deren Eingang durch überhangende Zweige magisch verschlossen war.

O wie himmlisch ist es hier! seufzte der Lieutenant; Fräulein Ihr habt gestern eine so schöne Romanze vom Ritter Lionnais gesungen, wollt Ihr uns nicht einige Stanzen wiederholen? Singt uns doch des Ritters Lied auf der Reise.

Gabriele, die nicht in der Stimmung war ihren Empfindungen auf diese Art Luft zu machen, schlug die Bitte etwas wehmüthig ab.

„Dir fehlt deine Laute" sagte ihr Bruder, und husch flog er fort sie zu holen.

Nun waren sie allein, von grüner Nacht umflossen, eine feierliche Stille herrschte im ganzen Park, kein neidischer Zephyr störte ihre Wonne, kein Sonnenstrahl verrieth ihr Glück, die Liebenden verloren sich in ihrem Himmel, und ungezählte Küsse besiegelten den Bund.

Entfernte Lautenschläge, die durch das Laub des Gebüsches zitterten, verkündeten die Rückkehr des Bruders. Hastig ergriff

Gabriele die Laute, und sang nun, mit süßem Wohlbehagen die erbetenen Stanzen:

Der Waldstrom heult, die Tanne kracht,
In Sturm und Ungewitter;
Mathilde! durch des Schwarzthals Nacht
Zog liebefroh dein Ritter.

Der Liebe Macht schafft Welten um,
Ihr Fuß geht stets auf Rosen,
Die Wildniß wird Elysium,
Wo Zephyretten kosen.

Auf lichten Wolken stieg dein Bild,
Durch's schaurige Gefieder
Der Wetternacht, so himmlisch mild
Zu deinem Liebling nieder.

Es war so schön, und war so hold,
Wie aus Aurorens Beeten,
Im Sonnenglanz, bethaut mit Gold,
Die Amoretten treten.

Wie zu des Berges Spitze sich
Der Regenbogen neiget,
So senkte sich dein Blick auf mich,
Der mir den Himmel zeiget.

Der Waldgeist schwieg auf deinen Ruf,
Die Lüfte wurden heiter,
Und, froh, trug mich des Pferdes Huf
Von Thal zu Thale weiter.

„Laß deine Pferde frisch beschlagen, Herr Bruder, aufgebrochen, das Feldzeug gepackt, Morgen marschieren wir," schrie ein in die Grotte stürzender Offizier.

„Wohin?"

„Mir gleichgültig, wenn es nur was zu hacken giebt. Komm, es ist Zeit zur Parade, dort werden wir etwas Neues hören."

Gabriele erblaßte, Malemort, der sich dem Perihelium seines Glückes so nahe glaubte, hing sprachlos am Arm seines Freundes, und zögernd suchte man den Weg durchs Labyrinth zurück. Die Sonne zerriß den Wolkenflor, tausend Strahlen durchbrachen den Hain, der Zephyr rauschte durchs Laub, die Vögel sangen, und die ganze Natur schien sich über diese Trennung zu freuen.

Bei der Parade wurde verkündet, daß Frankreich, als Bundesgenossin des Kaisers Leopold, welcher von den Türken hart bedrängt war, eine Landung auf der Insel Candia unternehmen werde. Der Herzog von Beaufort, ehemaliges Haupt der Schleuderer, — dem Hof ein verhaßter Name — erhielt den Oberbefehl über die Truppen, und man betrachtete diese gefährliche Expedition als das sicherste Mittel, ihn auf eine schickliche, und zugleich ehrenvolle Art auf die Seite zu schaffen.

„Malemort,“ sagte der Marschall von Luxemburg nach der Parade, „Ihr habt gestern eine schöne Eroberung gemacht, wenn Ihr die Türken eben so leicht wie die Weiber besiegt, so seyd Ihr ein großer Held. Es scheint mir die Marquise ist schwer verwundet, ich beneide Euch um Eure Trophäen.“

Malemort. Ich hänge sie in Amors Rüstkammer zu den andern auf, sie werden

in einem zahlreichen Kabinet solcher Siegeszeichen prangen.

Marschall von Luxemburg. Und die Montrose?

Malemort. O, die ist vergessen. Neue Reize, neue Liebe; Gabriele ist jung, schön und reich, und besitzt also alle Eigenschaften einen Mann von meinen Forderungen zu beglücken.

Marschall von Luxemburg. Ihr fordert viel von einem Weibe — aber appropos! (ihn auf die Seite ziehend) Ihr eröffnet mit diesem Feldzug Eure kriegerische Laufbahn, auf der Euch meine Freundschaft und mein Ansehen begleiten wird. Stürzt Euch nicht leichtsinnig in Gefahr, aber haltet Euch tapfer, wenn zu Eurer Rettung sonst kein Mittel übrig bleibt, denn an Eurer Erhaltung ist mir vieles gelegen. Es giebt Staatszwecke, welche die Schärfe des Schwerdes zwar einleiten, aber nur die Schärfe des Verstandes ausführen kann.

Es ist uns nicht so ernst für Oesterreich Fahnen zu erobern, und Waffen für einen Bundesgenossen zu führen, die gegen ihn geschmiedet sind. Nach Eurer Rückkunft wird Euch alles deutlicher werden. Wir haben einen andern Feind zu bekämpfen, der in den Eingeweiden des Staates wühlt; der Herzog von Beaufort, Euer Heerführer, ist das versteckte Haupt einer Verschwörung, die geheime Triebfeder unserer innerlichen Unruhen, und der Kabale, die, wie ich Euch mit Schmerzen erinnere, auch Euern Vater gemordet hat.

Malemort. (für sich) Der Schein betrügt.

Marschall v. Luxemburg. Beaufort muß fallen. Versteht Ihr mich? Er wird noch heute den Befehl erhalten, Euch zu seinem Adjudanten zu ernennen; betragt Euch klug, und kehrt Ihr, mit oder ohne Lorbeern, aber ohne den Herzog aus Candia zurück, so werde ich Euch als Rittmei-

ster begrüßen, und auf der Stufenleiter der Ehre schnell emporheben. Bis dahin lebt wohl!

Malemort dankte für diese Gnade, versprach alles, und eilte seine Sachen in Ordnung zu bringen. Aber Gabrielen noch einmal vor seinem Abmarsch zu sehen, war unmöglich; von ihrem Bruder erfuhr er, daß sie den Vater auf ein Landgut begleiten mußte, und erst Morgen Abends zurückkehren würde.

(Nacht. Am Ende eines Sackgäßchens verschlossene Mauerthüre zu einem Gärtchen, worin zwischen alten Fliederbäumen eine Hütte steht).

Malemort. (vermummt, zieht die Schelle).

Ein altes Weib. (von innen leise) Wer ist da?

Malemort. Die Maske.

Die Thüre wurde geöffnet, und nach seinem Eintritt wieder verschlossen.

Die Alte. (in der Hütte) Ei willkommen gnädiger Herr! Hat man auch wieder die Ehre Euch zu sehen?

Malemort. Bist Du allein?

Die Alte. Gerade so lange, als nöthig ist um Eure Befehle zu vernehmen, wenn Ihr es kurz macht.

Malemort. Kennst du Gabrielen von Cheuvreul?

Die Alte. Wen ich auf meiner Liste habe, den kenne ich auch.

Malemort. Gabriele auf der Liste der Hölle?

Die Alte. Seid nur ruhig gnädiger Herr. Womit kann ich euch dienen? gefällt Euch das Fräulein?

Malemort. Ich bete sie an.

Die Alte. Nu, wen Ihr anbetet, der ist sicher vor uns.

Malemort. Morgen marschieren wir;

Gabriele mußte ihren Vater auf sein Landgut begleiten; sie wird verzweifeln, daß ich sie ohne Abschied verlassen habe. Dies Briefchen das ich deinen Zauberhänden anvertraue, soll sie trösten; Morgen wird sie zurückkehren, und an jedem schönen Abend, wie sie mir sagte, einsam in ihrem Park lustwandeln. Dort, alte Schlange, verkriechst du dich, hinter einer Grotte, im Gebüsche, bis du ihre Zehentritte hörst, denn nahst du ihr ehrerbietig, ohne sie zu schrecken, und entledigst dich deines Auftrags, mit Zusätzen die ich deiner Klugheit überlasse. Nicht fern von der Grotte ist ein Hinterpförtchen, das sich auf eine Straße öffnet, da schleichst du hinein.

Die Alte. Durch das Schlüsselloch?

Malemort. (einige Schlüssel hervorziehend) Diesen Dietrichen ist kein Schloß zu fest; sei behutsam und für den Nothfall mit einer Lüge bewaffnet. Suche in meiner Abwesenheit ihren Umgang auszufor-

schen und bewache ihre Schritte mit deinen Drachenaugen.

(Die Schelle wird gezogen.)

Malemort. (giebt ihr Geld) Dies auf Abschlag bis zu meiner Wiederkunft.

Die Alte. Unterthänigster Dank! (sie schiebt ein Tischchen auf die Seite, und öffnet eine Fallthür) Geschwinde da hinunter. (Marschall von Luxemburg, Faroni ein Italiener, beide vermummt.)

Marschall von Luxemburg. Guten Abend Mütterchen! da bring ich dir einen Arzt, den ich aus Italien beschrieben habe. — Es ist entsetzlich, daß man zu Gift und Dolch seine Zuflucht nehmen muß, wenn man gesund und ein ehrlicher Mann bleiben will! — Dieser Doktor versteht sein Fach meisterhaft.

Die Alte. (spöttisch) Dafür muß man ja Euer Excellenz Dank wissen, die Kunst ist unerschöpflich wie die Sünde, und Unsereins lernt freilich nie aus.

Faroni. Nun ist sie der Vollkommenheit nahe; wir haben sie auf sehr einfache Grundsätze zurückgebracht, und wissen die Stunde voraus zu bestimmen, wenn der Gesunde erkranken und der Kranke sterben wird.

Die Alte. Ich bin Eure gehorsame Schülerin.

Marschall von Luxemburg. Hast du keine Nachricht vom Grafen von Barlemont?

Die Alte. Die Aerzte haben Hoffnung ihn zu retten.

Marschall v. Luxemburg. Stümperin! Der Graf muß sterben, wenn wir leben sollen. (Faroni reicht ihm ein Gläschen) Wann siehst du das Kammermädchen der Gräfin wieder?

Die Alte. Morgen in der Frühmesse.

Marschall von Luxemburg. Gib ihr diese Tropfen. Gute Gräfin! es wird bald besser werden; diese Tropfen werden

jede Gattenpflicht von deiner Seele abstreifen, den alten Männerhaß wird der Tod versöhnen, und dein Himmel mich begnadigen. — Faroni kommt, jetzt wollen wir noch ein Gläschen trinken, auf ein seliges Ende des Grafen. Gute Nacht Mütterchen. (drückt ihr Geld in die Hand).

Die Alte. Unterthänigsten Dank! wünsche, daß Ew. Excellenz der Trunk wohl bekommen möge. Und wenn der Herr Doktor meiner Dienste bedarf — im Hexengäßchen bin ich zu finden. (sie gehen ab).

Malemort. (der aus seinem Grabe steigt) Wir lernen uns immer näher kennen, Herr Marschall. Der Graf muß sterben! Das war ein theures Wort, das mir einmal als sympathetisches Mittel gegen das Halsweh dienen könnte.

Die Alte. (rückkehrend) Habt ihr gehört was gesprochen wurde?

Malemort. Nichts hab' ich gehört, wenigstens nicht verstanden, nur die Stimme

hab' ich erkannt, es war der Marschall von Luxemburg. — Ich habe dringende Geschäfte, bestelle mein Briefchen gut — auf Wiedersehen Alte. Noch ein Wort: mit den Türken ists nicht ernstlich gemeint, und ich kehre bald als Rittmeister zurück. Gute Nacht!

Malemort hatte bei schönen, zum Theil ausgebildeten Anlagen ein schlechtes Herz, das heißt: alle Keime der Veredlung, alle Gefühle für das Schöne und Erhabene wurden durch eine verwahrloste Erziehung und dem verderblichen Umgang mit ausschweifenden Jünglingen seines Standes und Gewerbes in ihm erstickt. Aber diesen Mangel ersetzte die Natur durch einen scharfen Verstand und glänzenden Witz. Wehe dem Menschen, welcher stolz auf diese Geisteskräfte, den Genius des Guten von sich stoßt! Sie werden zu feindseligen Dämonen, die ihn schmeichelnd ins Verderben locken, und als Irrlichter in einen dichtverwachsenen Abgrund stürzen.

Zu jener Zeit war es Sitte des jungen Adels sich im Genusse grober Lüste hervorzuthun, und durch Geldverschwendung zu glänzen. Malemort, beliebt durch seinen Witz, und herrschend durch seinen Verstand, wurde stillschweigend als Senior der Brüderschaft anerkannt, und benahm sich bei allen Gelagen als Meister des Stuhls, und diese Ehre stürzte ihn in Schulden, aus denen ihn nur ein Verbrechen retten konnte. Er vergiftete seinen alten Vater, dessen einziger Erbe er war, und vergeudete sein beträchtliches Vermögen in kurzer Zeit.

In dieser bedrängten Lage rieth ihm sein Verstaud die reiche Gabriele als seine Glücksgöttin anzubeten, und ach! er wurde erhört. Schon träumte er sich in vollem Besitze aller irdischen Seligkeiten, als der grelle Ton der Kriegstrompete ihn zu Felde rief, und seinem Ziel entrückte.

Wohl dem edlen Unglücklichen, der von den Wellen des Schicksals heimathlos um-

hergetrieben und auf Menschenstatuen geworfen wird, die ihn mit gleicher Gegenkraft wieder zurückstossen, dem kein Freundesarm Ruhe und Erquickung zuwinkt, der Liebe sucht und sie nicht findet: wohl ihm, wenn er verzweiflungsvoll, im Gewühl der Schlacht sein Daseyn vernichtet! Er stirbt als Held, und versöhnt mit seinem Blute die entartete Menschheit, die nur seinen Geist im Pantheon der Ehre vergöttert. Wer aber, freudenreich, im Schooße der Liebe einschlummert, und unter den Schwerdtern der Sarazenen erwacht, den nöthigt das neidische Geschick einen Salto-mortale zu thun, welchen wir uns in ähnlichen Fällen, alles Ernstes vom Schicksal verbeten würden. Zum Glück für Malemorts stumpfes Gefühl schien ihm die Gefahr nicht so groß, da ein schützender Instinkt ihm sagte, er werde mit heiler Haut wiederkehren.

Die Truppen waren bereits zu ihrer

Bestimmung aufgebrochen, als der Marquis von seinem Landgute in die Stadt zurückkam. Malemorts stiller Abzug versetzte Gabrielen in die größte Unruhe; kaum konnte sie den Augenblick erwarten, den sie ihrer traulichen Grotte wiedergeben würde; sie trank ein Glas Limonade, und eilte in den Park. Aber welch ein Schreck! Ein altes, abentheuerlich gekleidetes Weib saß zusammengeschrumpft auf dem Plätzchen der Liebe. Sie stieß einen Schrei aus, und wollte fliehen.

„Flieht nicht, gnädige Marquise! — ein Brief von Malemort.“

Mit diesem Zauberwort ward sie gebannt. Die Alte gieng ihr entgegen, den Brief in die Höhe haltend, nahm sie freundlich bei der Hand und zog sie in die Grotte. „Ich habe Euch ja tausend Grüsse und Küsse zu bringen. Ach du mein Gott! wie ist der Herr Lieutenant so unglücklich; der verfluchte Krieg mit den Janitscharen ist Schuld,

daß dieser schöne Herr verzweifeln wird, er liebt Euch unaussprechlich, und hat keine Ruhe bis er Euch wieder sieht. Er hat mir auch gesagt, daß er bald wieder zurückkommen würde, der Krieg mit den Türken sey lauter Spiegelfechterei — das hat er mir aber im Vertrauen gesagt — darum seyd nur gutes Muths gnädige, schönste, allerliebste Marquise! Heute Sprossen, morgen Rosen. Der Herr Lieutenant, o der wird jeder Gefahr mit seinem Schwerd den Kopf zerspalten, und eh' Ihrs Euch verseht, steht er wieder als Rittmeister vor Euch da. Les't nur das Briefchen, ich will indessen Wache halten.

Zitternd erbrach Gabriele das Briefchen und las:

„Angebetete Gabriele!"

„Morgen marschiren wir gegen die Ungläubigen. Die Pflicht der Heeresfolge zieht mich fort, ohne dir ein zärtliches Lebewohl sagen, ohne durch einen glühen-

den, vielleicht den letzten Kuß deinem liebevollen Herzen mein Gedächtniß eindrücken zu können. Die Ordre zu unserm schnellen Aufbruch hat mich so sehr überrascht, daß ich keine Worte finden kann, dir meine ewige Liebe und Treue zu betheuern. Ich bin ganz gelähmt, und wäre in diesem Augenblick eine wehrlose Beute des Feindes. Aber deine Kraft wird mir Muth verleihen in der Stunde der Gefahr. Dich werde ich als meine Dame anrufen im Getümmel der Schlacht, und mein Feldgeschrei wird seyn: Gabriele und Sieg! Die Türken sollen feige Memmen seyn, darum hoffe, daß du mich bald gesund, und als Rittmeister wieder siehst. Bis dahin bewahre mir dein Herz und — deine Reize. Lebe wohl, göttliche Gabriele! Wenn Janus seinen Tempel schließt, dann naht die rosenbekränzte Stunde, in der ich wonnetrunken ausrufen kann: komm in meine Arme holde Gebieterin deines treuen Sclaven K. v. M."

Gabriele. Wer seyd ihr, Weib?

Die Alte. Ich war Krankenwärterin in der Charite, und lebe nun vom Wohlthun.

Gabriele. Euer Name?

Die Alte. Regine Sombre.

Gabriele. Wie kommt ihr hieher?

Die Alte. Durch Hülfe guter Geister. Wer das Herz des Menschen kennt, und die Wege weiß, kommt überall durch. (ausweichend) Ich weiß, gnädiges Fräulein, daß sich Euer Herz der Nothleidenden gern erbarmt. Die kranke blinde Frau, die ihr vor einigen Wochen in der Genovefa Kirche so reichlich beschenktet, hat einen mitleidigen Arzt gefunden, der ihr für die drei Goldstücke die Gesundheit wieder gab. Sie segnet Euch dafür.

Gabriele. Es ist Menschenpflicht, die ihr mir in Zukunft erleichtern könnt. Wo wohnt ihr?

Die Alte. Nicht gar weit von hier,

im Hexengäßchen, hinten Nr. 21. Ich diene meinem Nächsten gerne, wollt ihr aber Eure Gaben meinen treuen Händen anvertrauen, so thut's im Stillen, oder — ich wohne nicht mehr im Hexengäßchen.

Gabriele. Seyd unbesorgt, und nehmt diese Kleinigkeit zum Botenlohn.

Die Alte. Unterthänigsten Dank! Wollt Ihr mir nicht erlauben in Euerm Wäldchen noch einige heilsame Kräuter zu suchen?

Gabriele. Recht gerne.

(Gabriele zieht in der Grotte ihr Briefchen aus dem Busen, die Alte entfernt sich schnell, und huscht durch das Hinterpförtchen, das sie leise wieder verschließt.)

Gabriele, nachdem sie das Briefchen noch einmal gelesen, und noch hundert mal geküßt hatte, sah sich nach dem Weibe um, aber die Circe war verschwunden; sie durchsuchte das ganze Gebüsch, bis zum Hinterpförtchen, es war verschlossen, und in tiefes

Nachdenken versunken, mit unnennbaren Empfindungen gemischt, gieng sie langsamen Schrittes zurück auf ihr Zimmer.

Die Landung auf Candia gieng glücklich und ohne vielen Verlust von statten. Der Herzog ließ im Angesichte des Feindes das Lager schlagen, und ordnete sein Heer zum Kampfe. Allein der ungestüme Muth der Franzosen war das Grab ihrer Tapferkeit. Die taktische Vertheidigung der, durch neckende Anfälle gereizten Flügel gieng in einen unbesonnenen Angriff über. Ihre unbändige Hitze riß sie aus der Linie, wodurch der klugberechnete Schlachtplan ihres Feldherrn vereitelt wurde, bevor er Zeit gewann die Gegend auszukundschaften. Der Mittelpunkt eilte die Verbindung wieder herzustellen, und war schon weit vorgerückt, als

ihm die Türken, aus einem unbekannten Hinterhalt, in großer Anzahl in den Rücken fielen.

Der Kampf war schrecklich, fürchterlich wütheten die Damascenerklingen in den Reihen der Franzosen; doch starb keiner ungerächt, Franzosen und Türken bedeckten in hohen Schichten das Schlachtfeld, und unter einem Haufen getödteter Feinde — dem schönsten Monumente des Helden — lag der erschlagene Herzog von Beaufort.

Wer fliehen konnte floh, und Malemort der noch vor der Schlacht mit dem Pferde stürzte, und unter dem Vorwand einer schmerzhaften Fußverrenkung, sich in sein Zelt zurückgezogen hatte, war der erste im Schiffe.

Die unglücklichen Gefangenen wurden mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt. Die schönsten und stärksten wurden von dem türkischen Befehlshaber ausgesucht und zur Sclaverei bestimmt; einem großen Theil

der übrigen ließ er Nasen und Ohren abschneiden, und überschickte sie eingesalzen dem Grosherrn als Throphäen.

Der Schrecken war so groß, daß selbst die Geister der verstümmelten Nasen und Ohren auf die Schiffe flüchteten, und nach den mystischen Gesetzen der Anziehung in dieselben Gliedmaßen der Lebenden fuhren, welche sich durch eine ungeheure Reproduktionskraft, so wunderbarlich verlängerten, daß man diese Helden, nachdem sie in ihrem geliebten Frankreich wieder festen Fuß gefaßt hatten, nur noch an der Sprache erkannte.

Idessen hatten die Sachen auf dem festen Lande eine andere Wendnng genommen. Ludwigs des XIV. Begierde die Niederlande zu erobern war zu heftig, als daß der wahre Zweck seiner großen Zurüstungen dem Kaiser verborgen bleiben konnte, welcher um diesen Angriff abzuwehren, eiligst mit den Türken Frieden schloß.

Jetzt nahm Ludwig die Maske ab, fiel, ehe der Kaiser sich sammeln konnte, in Flandern ein, und nahm Charleroi, Lille und noch mehrere feste Plätze hinweg. Der Rest der aus Candia zurückgekehrten Truppen, welche sich nach einer dreimonatlichen Kantonirung wieder erholt hatten, erhielt Befehl nach Flandern zu marschiren, und Malemort, der, obschon die unzeitige Kampflust seiner Kriegsgefährden ihm ein Verbrechen erspart hatte, zum Rittmeister befördert ward, kam mit seinem Regimente nach Lille, ohne Paris und seine angebetete Gabriele gesehen zu haben. Was konnte ihm angelegener seyn, als Erkundigung einzuziehen, ob sie seiner noch in Liebe gedenke? Bisher war aller Briefwechsel streng verboten, jetzt war es wieder erlaubt Briefe nach Frankreich abgehen zu lassen, und schon war er im Begriff ihr zu schreiben, als einige Offiziere in sein Zimmer traten, und ihn einluden die Schönen der Stadt zu re-

kognoscieren, — eine alte Soldatensitte, die sich bis zu unsern Tagen erhalten hat. — Morgen geht auch ein Kourier nach Paris, dachte er, gürtete sein Schwerd um die Lenden, und zog Arm in Arm mit seinen Waffenbrüdern durch die Strassen.

Ein Tumult in einem Wirthshause, in welchem, statt eines Aushängeschildes, einige unter den Fenstern des ersten Stockwerks liegende Bachandinnen den Fremdling belehrten, daß hier bon vin et bon chair zu haben sey, machte sie aufmerksam; zwiefach angezogen treten sie in die Gaststube, wo Malemort einen seiner Freunde in heftigem Streite mit einem Engländer fand, an welchen jener eine beträchtliche Summe im Spiel verloren hatte, die er nicht bezahlen konnte. Malemort nahm die Parthie seines Freundes auf eine beleidigende Art, wurde auf der Stelle gefordert, und die Sache im Hintergarten des Hauses dahin entschieden, daß Malemort mit einem englischen Hieb

hinter das rechte Ohr, und einem englischen Pflaster entlassen wurde.

Diese Aderlässe benahm ihm für heute die Lust weiter zu rekognosciren, aber ein brennender Durst — nach Rache? o nein, Malemort war versöhnt, es war ein physischer Durst, der sich nach dem heißen Kampfe bei ihm einstellte, und den er wohlweislich in einem honetten Gasthofe, der nicht weit vom Schlachtfeld lag, zu stillen suchte.

Eben trat er mit seinen Begleitern unter die Einfahrt des Gasthauses, als er einen reich gekleideten, mitteljährigen Herrn daselbst erblickte, welcher eine sehr junge Dame von ausserordentlicher Schönheit in einen Reisewagen hob, nach ihr einstieg, zuschlug und davon fuhr.

„Um Gotteswillen sie ist's!" schrie er, und sprang auf die rechte Seite des Wagens. Die Dame neigte ihr Engelsköpfchen heraus, und ihre Augen schienen etwas zu suchen.

„Gabriele!“ — „Malemort“ —

Das Rasseln der Räder, und der Flug der Pferde ließ beide nur die erste Sylbe ihres Namens vernehmen, und — fort war sie.

Malemort stürzte auf den Kellner, der mit einer Serviette unter dem Arm, das so eben empfangene Trinkgeld einschob.

„Wer ist diese Herrschaft?“

„Es sind Fremde aus Paris.“

„Wie lange waren sie hier?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Wie heißt dieser Herr?“

„Marquis von Brinvillers, so hat er sich wenigstens selbst im Nachtzettel eingeschrieben.“

„Hörtest du nie den Namen der jungen Dame?“

„Er nannte sie oft: liebe Gabriele, ihren Geschlechtsnamen kenne ich nicht.“

„Schliefen sie in einem Zimmer?“

„Ja.“

„Gott! sie ist vermählt, sie ist verloren für mich!“

Er tobte, weinte, verfluchte den österreichischen Kaiser, den Türkenkrieg und die falschen Brillanten des Glücks, und stürmte in den Gastsaal, wohin seine Freunde vorangegangen waren, ohne von dieser Scene etwas zu wissen. Sie hatten schon ihre Gläser aufgepflanzt, und tranken ihm zu. Er stand da wie eine Statue, ohne Sprache, ohne Leben, ja sogar ohne Durst.

„Was fehlt dir Malemort?“ fragten sie ihn. Mit starren Augen stürzte er einige Gläser Wein hinunter, ohne es zu wissen. O ich Unglücklicher! seufzte er, da zopfte ihn jemand von hinten am Rockschoos; finster sah er um sich, und bemerkte, daß der Kellner ihm auf die Seite winkte.

„Seyd Ihr der Herr von Malemort?“ fragte er ihn leise.

Malemort beja'te es.

„O so nennt Euch nicht unglücklich,

gnädiger Herr. Schleicht Euch nach einem Weilchen hinweg, und erwartet mich oben auf der Hausflur des ersten Stocks. Die Dame hat mir einen angenehmen Auftrag an Euch hinterlassen."

Wie wenn ein Vogel sich mausert, und ein frisches Kolorit die jungen Federn überzieht, so schuppte sich der Gram von der Stirne des Rittmeisters ab, die krampfhaften Spannungen ließen nach, süsse Ahndungen erquickten seine Seele, und gaben ihr die Ruhe wieder, mit welcher auch sein natürlicher Durst wiederkehrte.

„Ich will doch ein paar Gläschen Wein trinken," sagte er; frisch auf Brüder! es lebe was uns liebt? „O ich Glücklicher!"

Seine Kameraden sahen einander an. Was ist das? fragten sich ihre Augen. Eben so stumm und mürrisch, und auf einmal so heiter und gesprächig? „O ich Unglücklicher!" — „O ich Glücklicher!" — „Ich will doch auch ein paar Gläschen Wein

trinken" und hat doch kaum eine ganze Bouteille verschluckt?

„Malemort, du bist verliebt."

Der Rittmeister fand für rathsam auszuweichen. „Hört Brüder, ich glaube der entsetzliche Hieb, den mir der Engländer versetzt hat, hat mein Gehirn erschüttert, ihr müßt mir heute alles verzeihen, Morgen wirds vorüber seyn." Nun war ihnen das Räthsel gelößt, sie wurden fröhlich und zechten lange und wacker fort, ohne zu bemerken, daß Malemort nicht mehr bei ihnen war, welcher sich still entfernt hatte, und die Treppe hinauf schlich, wo ihm der Kellner entgegen kam.

Der Kellner. Sind aber Ew. Gnaden auch der rechte Herr von Malemort, Lieutenant bei dem Regiment des Königs?

Malemort. Jetzt bin ich Rittmeister.

Der Kellner. Können Euer Gnaden Sich ausweisen?

Malemort zog seine Brieftasche hervor, und zeigte dem Kellner einige geöffnete Briefe mit der Ueberschrift seines Namens.

Der Kellner. Nun so wünsche Euch Glück Herr Rittmeister, denn so viel ich begreife, so hat diese Dame ein sehnliches Verlangen nach Euch. Hier ist ein Briefchen an Euer Gnaden, und hier der Schlüssel zu Nr. 5. wo sie geschlafen hat.

Malemort, dem dieser ganze Zusammenhang unbegreiflich war, griff mit zitternden Händen nach beiden, trug dem Kellner hastig auf, den Herrn unten zu sagen, sie möchten ihn ein wenig ruhen lassen, er habe Kopfweh, und eilte in das bezeichnete Zimmer, das er hinter sich verschloß.

Mit lechzender Begierde erbrach er das Briefchen, das folgende Zeilen enthielt:

„O Gott der Liebe, schütze mich nur wenige Minuten die deinem Dienste geweiht sind! — Ich habe dich gesehen lieber Karl, als du an der Spitze deiner Esca-

dron durch diese Straße zogst. Deine kriegerische Brust kann nicht fassen, was dieses Herz dabei empfand. O wie grausam sind die Launen des Schicksals! Es gebietet mir dich zu lieben, und trennt dich durch Meere von mir, es zieht mich nach Flandern, um deinem Herzen wieder zu begegnen, und verbietet deinen Blicken meine Thränen aufzuküssen. Ich war dir so nah' und doch so fern! Ohne deine Umarmung, ohne ein zärtliches Lebewohl, muß ich Lille verlassen, und kaum ist es mir vergönnt dir diese Zeilen schreiben zu können. Du wirst sie sicher erhalten, denn der Kellner dieses Gasthofes scheint mir ein gutes Blut zu seyn, und ich habe ihn verbindlich gemacht dich aufzusuchen. Vielleicht kommst du ihm entgegen, da, wie ich sehe die vornehmsten Officiere aller Waffengattungen sich täglich hier versammeln. Ich habe dir ein kleines Andenken hinterlassen. Der Schlüssel zu Nr. 5 öffnet auch einen Wandschrank dieses

Zimmers; dort wirst du in der linken Ecke des obern Schaftes eine Harlocke finden; sie ist ein Theil von mir selbst, und wird die Küsse die ich ihr aufgedrückt habe, zu deinen Lippen übertragen. Ach! daß ich dir keine süssern Beweise meiner Liebe geben konnte!

Ich danke Gott, daß er dich den Händen der Christenfeinde entrissen hat, und werde gleich nach meiner Zurückkunft den Marschall von Luxemburg bitten, daß er dein Regiment in Paris ausruhen lasse. Dort erwarten dich die zärtlichsten Umarmungen deiner ewig treuen Gabriele.

N. S.

Dein liebes Briefchen, das du mir vor deinem Abmarsch aus Paris durch das alte Weib zustellen ließest, habe ich erhalten. Lebe wohl!

Diese Ueberraschung raubte dem Rittmeister auf einige Minuten das Bewußtseyn. — Deiner ewigtreuen? stammelte er

endlich, und noch ist ihr Bette von der Liebe eines Andern erwärmt; ihre zärtliche Umarmungen erwarten mich in Paris; — doch nicht an der Seite eines Mannes? Unmöglich! ich kenne diesen Brinviller, er ist ein rechtlicher Mann, aber zu steif, zu alt für Gabrielens Reize, die Liebe fordert eine kräftigere Pflege, im Schatten eines alten Baum's gedeihet diese Blume nicht. — Wenn es aber doch so wäre, warum nährt sie meine Hoffnung? und ist es nicht, warum muß dies Lager mich zur Verzweiflung bringen?

Er schloß den Wandschrank auf, schwang sich auf einen Stuhl, und fand in einem zusammengerollten Papiere die theure Reliquie, die er mit Küssen bedeckte. Jetzt sah' er, daß das, auf den Boden gefallene Papier beschrieben war, er hob es auf und las die beflügelten Worte:

„Wer diese Locke besitzt, ist Eigenthü-

mer meines Herzens; über meine Hand hat eine höhere Macht geboten."

Marquise von B.

Also ist es doch so! seufzte er, mit niedergesenktem Kopfe. Ach! so nahe dem unerreichbaren Ziel, verdammt im Schooße des Glücks zu darben! Ich soll sie nun lieben? nein, besitzen will ich sie mit ihrem vollen Werthe, mit ihrem ganzen Reichthum.

Liebe, Haß, Vorsatz, Entsagung, Eifersucht und Rache wütheten wie Furien in seiner Seele.

Endlich wurde er ruhig, die grellen Farben seiner empörten Leidenschaften flossen in eine dunkle unglückschwangere Wolke zusammen, die sich auf seiner Stirne lagerte. Ha! schrie er mit lachender Wuth, wo das Herz ist, da folgt die Hand gerne nach, Brinviller, deine Tage sind gezählt!.. Er wickelte die Locke in das Papier, schob

es in seinen Busen, und ging zur Gesellschaft.

Der Marquis von Brinviller war ein Hausfreund von Gabrielens Vater, und hatte daher oft Gelegenheit diese Blume in ihrem Aufkeimen zu sehen. Mit stillem Wohlgefallen beobachtete er das schnelle Entfalten ihre weiblichen Reize, und die Entwickelung ihrer ungemeinen Geistesanlagen. Als er aber nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit aus den Niederlanden zurückkam, und die Rose die er als Knospe verlassen hatte, in geöffneter Pracht vor sich sah, da regte sich etwas in ihm, das er seiner fünf und dreißigjährigen Vernunft zu gefallen Wohlwollen nannte, das aber, ohne Vernunft betrachtet nichts mehr und nichts weniger als Liebe war.

Von nun an suchte er der Jungfrau auf allen Wegen zu begegnen, und sie durch

tausend auf die mannigfaltigste Weise angebrachte Gefälligkeiten von seinem Wohlwollen zu überzeugen, um in ihrem Herzen ein stummes Gefühl von dankbarer Zuneigung zu erregen, das der Unschuld oft für Gegenliebe gilt, und mit welchem Surrogat er vor der Hand sich begnügen wollte. Er war Wittwer, hatte aber die Freuden der Ehe kaum gekostet, als er seine Gattin durch den Tod verlor, und konnte daher aus Rechtsgründen, die Natur um Schadenersatz in Anspruch nehmen. Um aber über den Punkt der Liebe in die, bei dem jungen Herzen etwas divergirende Gesinnungen eine gewisse Identität mit den seinigen zu bringen, ergriff er das, in ähnlichen Fällen gewöhnliche Mittel; er spielte unter dem Scheine freundschaftlicher Unterhaltung ihren Lehrer, und es gelang ihm, ihrem ohnehin zu sanftem Ernst gestimmten Geiste, durch angenehme und lehrreiche Erzählungen und Gespräche, ein kleines Uebergewicht

über die Täuschungen des Herzens abzu- locken, und dadurch ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, welche immer ein Beweis des erworbenen Zutrauens ist. Das war nun schon ein großer Schritt vorwärts; Gegenliebe, dachte er, ist Hymens Werk, darin aber hatte er sich verrechnet, denn er wußte nicht, daß Amor beim Banket und in der Grotte das Präveniren gespielt hatte.

In edelmüthigem Bewußtseyn reiner Absichten eröffnete er eines Tages ihrem Vater, daß ihm zu seinem Glücke nichts fehle als sein Herz, und seinen ganzen Reichthum zu Gabrielens Füßen legen zu dürfen. Der Marquis stutzte, nicht über den unerwarteten Antrag, sondern über die Möglichkeit, daß ein so gesetzter Mann ein Kind zur Gattin begehren könne?

Der Werber hob diese Bedenklichkeit durch die Bemerkung, daß die Eltern ihre Kinder in der Regel am wenigsten kennen, er habe seine Tochter genau erforscht, und

ihr ausgebildeter Verstand mit hoher Liebenswürdigkeit gepaart, habe in ihm den süßen Wunsch erzeugt, sie als Gattin zu besitzen. Gabriele sey nur in einer gewissen Beziehung noch ein Kind, in welcher er wünsche, daß sie es ewig bleiben möge u. s. w.

Das u. s. w. hätte sich der Redner ersparen können, denn der Vater, betrachtend den großen Reichthum und die allgemeine Achtung auf welche sich die Verdienste seines künftigen Schwiegersohnes berufen konnten, war schon entschlossen einzuschlagen, und wenn er einmal sein Wort gegeben hatte, so blieb's dabei.

„Ihr seyd mein Eidam lieber Marquis, sprach er, indem er ihm die Hand reichte; doch will ich meine Tochter vorbereiten, damit sie Euch in der ersten Ueberraschung kein Körbchen gibt. Geht indessen in den Garten. Die Geschichte kommt mir gerade gelegen; Gabriele feiert übermorgen ihren

sechszehnten Geburtstag, und das soll zugleich ihr Verlobungsfest seyn.

Nachdem der Ehestandskanditat sich entfernt hatte, ließ der Marquis seine Tochter zu sich rufen. Nach einigen Anspielungen auf ihre weibliche Bestimmung, wobei er sie einige Mal scherzweise eine alte Jungfer nannte, schilderte er ihr in ernsten Zügen die moralische Verderbniß und Sittenlosigkeit des jungen Adels, er zeigte ihr in einer schaudervollen Perspektive das namenlose Elend das ihrer wartet, wenn sie einem solchen Wüstling geopfert würde. Dagegen malte er ihr mit den reizendsten Farben das große und gewisse Glück, über welches sie selbst gebieten könne, wenn sie sich entschließen wolle, einem verständigen und reichen Kavalier und gesetzten Manne wie z. B. der Marquis von Brinville sey, ihre Hand zu reichen. Ja, liebe Tochter, dieser edle Freund, den du selbst so hoch schätzest, ist es, der eben bei mir um

dich geworben hat, und zu schüchtern war dir seine Liebe selbst zu gestehen. Ich habe ihm mein väterliches Wort gegeben, und mich zum Brautwerber für ihn angeboten.

Gabriele. Ist es ihr Ernst mein Vater?

Der Marquis. (mit Nachdruck) Ja, ich bitte dich um deine Einwilligung. Willst du den Marquis mit deiner Hand beglücken?

Gabriele, welche wohl wußte, daß sie diese Bitte als einen kathegorischen Befehl zu betrachten habe, unterwarf sich dem unbiegsamen Willen ihres strengen Vaters; folgsam wie ein Lamm und ohne Widerrede nahte sie ihm. Mit nassen, gen Himmel gehobenen Augen gedachte sie ihres Geliebten: Karl! er will ja nur meine Hand — „Hier ist sie mein Vater!"

Freudig umarmte er seine Tochter, der Bräutigam wurde aus dem Garten gerufen, und vernahm das entzückende Ja! aus dem Munde der frommen Dulderin.

Der Ehevertrag ward bald abgeschlossen; von Stund an mußte die ganze Dienerschaft sich in die Galla-Livree werfen, Boten und Einladungskarten flogen nach allen 32 Winden von Paris, und nachdem der Marquis seine Braut der Sitte gemäß, bei Hofe vorgestellt hatte, wurden Geburts- Verlobungs- und Hochzeitfest auf einen Tag mit Fürstlicher Pracht gefeiert.

Einige Tage nach dem Beilager verfiel der Marquis in einen sichtbaren Mißmuth. Er hatte unangenehme Briefe aus Lille erhalten, wo ihm vor einiger Zeit eine beträchtliche Summe in Kapitalien als Erbschaft zugefallen war, zu deren Erhebung ihm Schwierigkeiten gemacht wurden. Man rieth ihm selbst dahin zu kommen, um, im Nothfall die Autorität der provisorisch eingesetzten militärischen Regierung anzurufen, und dies bestimmte ihn acht Tage nach seiner Vermählung in Begleitung seiner Gemahlin, die Reise nach Flandern anzutreten.

Der Marquis hatte seine Sachen in Lille bereits in Ordnung gebracht, und wollte sich noch bei einigen Freunden beabschieden, als Gabriele, die allein auf ihrem Zimmer blieb, durch Trompeten- und Paukenschall ans Fenster gezogen wurde. Es war das so eben einrückende Reuter-Regiment des Königs. Mit ängstlicher Sorgfalt musterten ihre Augen Kopf für Kopf, und schon an der Spitze der zweiten Schwadron erblickte sie ihren geliebten Karl, der in steifer Parade vorüberritt. Ein unwillkührliches Husten sollte ihm ihre Nähe verkünden, ach! der schwache Laut des Herzens wurde vom Hufschlag der Pferde übertönt; sie ließ ihr weißes Schnupftuch fliegen, vergebens! er sah sie nicht die Standarte der Liebe, und zog fürbaß.

Was sollte sie thun? nur über wenige Minuten konnte sie noch gebieten. Sie eilte vor den Spiegel, schnitt sich eine Locke ab, schrieb denn was wir gelesen haben, und

schellte dem Kellner, den sie kosend um sichere Bestellung des Briefchens bat, und reichlich beschenkte.

Ihr sprecht gut französisch, was seyd ihr für ein Landsmann? fragte sie den Kellner.

„Ein Pariser.“

Euer Name?

„Louis Sombre.“

Louis Sombre? . . . Lebt eure Mutter noch?

„Ja gnädige Frau.“

Wo wohnt sie?

„Ohnweit der Genovefakirche, in einem Gäßchen das unter einem häßlichen Namen bekannt ist, — im Hexengäßchen.“

So? . . . Hättet ihr nicht Lust in meine Dienste zu treten?

„Ich würde es für eine große Gnade halten.“

Gut; eure Mutler wird euch seiner Zeit das Nähere schreiben; ihr reißt dann auf meine Kosten.

„Ich werde mich jederzeit nach Euer Gnaden Befehlen richten.“

Indem kehrte der Marquis zurück, um seiner Gemahlin zu sagen, daß einige Wechselgeschäfte ihn noch etliche Stunden hier aufhalten würden, und dieser Intervall ließ unserer Geschichte Zeit einen neuen Knoten zu knüpfen.

„Wer ist dieser Malemort, den du bei unserer Abfahrt grüßtest?“ fragte sie ihr Gemahl unterwegs.

„Ein Freund meines Bruders, Lieutenant beim Reuter-Regiment des Königs, das mit in Candia war. Das Regiment wird, wie ich höre, bald wieder nach Paris in sein Standquartier zurückkehren.“

„Der Name ist mir bekannt. Wir wollen ihn doch, wenn er zurückkommt, zu Tische bitten, er wird uns Vieles von den Türken zu erzählen wissen.“

Dies sollte aber so bald nicht geschehen. Frankreich das noch in schwankendem Besitze seiner Eroberungen war, konnte die Niederlande nicht von Truppen entblößen, und sechs lange Monden verflossen, eh' es dem Marschall von Luxemburg gelingen konnte, die Zurückberufung des Regiments beim Kriegsministerium zu bewirken.

Der Marquis bestrebte sich indessen durch unbegränzte Gefälligkeiten das Herz seiner jungen Gemahlin zu gewinnen. Mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit suchte er ihre geheimsten Neigungen zu belauschen, und ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen; alle Freuden waren in seinem Sold, um mit jedem Tag in ihrem Dienste zu wechseln, und das Theuerste wurde aufgeboten, um das Kostbarste zu erringen. Aber dies Kostbarste hatte sie leider nicht mehr zu vergeben. Gabriele war ein Weib, sie konnte nicht halb lieben. Nur Liebe heucheln konnte sie ihrem edlen Gatten, und

das einzige Mittel das ihrer Dankbarkeit, die sie für ihn fühlte, übrig blieb, bestand in der Kunst, ihn durch süssen Wahn zu beglücken.

Wohl dem guten Mann! auch ihm kommt der leidige Trost zu statten:

. . . . ein Wahn der mich beglückt,
ist einer Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

Bei allen Männertugenden und glänzenden Verdiensten, welche den Namen des Marquis verherrlichten, auf welcher sich Männer, die ihren Weibern an Jahren so sehr überlegen sind, in der Regel am stärksten verwahren, wiewohl er, wie wir aus Erfahrung wissen, nicht der Einzige ist, der von dieser Regel eine Ausnahme machte. Er sah es nämlich gerne, wenn junge Ritter seiner Dame den Hof machten.

War es Stolz auf den Besitz des schönsten Weibes, wenn Frankreichs edelste Söhne vor der Hoheit ihres Wesens knieten, und

betrachtete er diese Huldigungen wie der Priester den Weihrauch? bediente er sich dieser Cicisbeen als Medium, den Abstand der Jahre auszufüllen, und die durch ihre Schmeicheleien erregten Gefühle als Leiter zu seinem Herzen überzuführen? oder mußte er sich als Mann von Lebensart, dem in der ersten Hauptstadt der Welt herrschenden Ton unterwerfen?

So unentschieden dies alles blieb, so entschieden ist es, daß jedes dieser Motive schon einzeln, geschweige alle zusammen wirkend, für seine Ruhe von höchst gefährlichen Folgen gewesen wäre, hätte Gabrielens Verstand nicht die Stelle ihres abwesenden Herzens vertreten. Für diesen waren die Geistesanstrengungen ihrer Anbeter die reizendste Nahrung, welche zu seiner früheren Ausbildung wesentlich beitrugen. So wie der Reiz des Lichtes den Kelch der Blume sprengt, und die zarten Pflanzenkeime zu grünen Zweigen entfaltet, so wer-

den durch die Reizungen des Witzes die Embryonen des Verstandes befruchtet, und als geistige Gestaltungen ins Leben hervorgerufen, und diese üppige Pflege sowohl des Geistes wie des Körpers bewirkte, daß Gabriele schon im Lenze ihres Lebens in vollendeter Schönheit dastand, und das Idol der Hauptstadt und des Hofes ward. Sanftmuth und Holdseligkeit verbreiteten sich über ihr ganzes Wesen, ihr Herz war der Inbegriff aller weiblichen Tugenden, ihre Blicke waren Fesseln aus Sonnenstrahlen geflochten, und man hätte sie nicht ertragen können, wären nicht diese Diamanten mit einer dunkeln Folie unterlegt gewesen, welche ihren Glanz mäßigten, und das Aug im Hintergrunde mit einem Wölkchen überzogen, das ihm den Zauber einer süßmelancholischen Schwärmerei verlieh, und ihre Grazie mehr anbetungs- als liebenswürdig machte.

Daß solche Vorzüge nicht unbeachtet

blieben, und die Marquise, als der schönste Brillant im Sternengürtel des Hofes, alle andern mit reinstem Feuer überstrahlte, mochte wohl ihrer Weiblichkeit schmeicheln, daß aber mancher durch sie erhellte Planet mit eigenem Lichte prahlte, mancher verflächte Busen vom Neide schwoll, schien sie gar nicht zu bemerken; sie wandelte ruhig auf ihrer Sonnenbahn fort, und verbreitete überall Licht und Wärme.

Am liebsten aber gefiel sie sich in ihrem häuslichen Zirkel, von einigen Freundinnen und hofirenden Rittern umgeben. Jeder Tag war ein kleines Fest, das, nach den Darbietungen der Jahreszeiten, an Ergötzungen wechselte, und nach einem gewissen Zeremoniel eingerichtet war, wobei ihr Gemahl das Amt eines Hofmarschalls übernahm, die Lustparthie und Spiele ordnete, und den chevaliér servant für den Dienst des Tages ernannte.

In dieser auserlesenen Gesellschaft be-

fand sich Laura von Montrose; sie war das Veilchen in diesem Blumenstrauße, das die helleren Farben desselben mit seinem sanften blauen Lichte betonte.

So schön sie war, so schienen doch ihre Reize durch ein gemüthvolles Schmachten, wie mit einem dünnen Flor überzogen, wodurch ihre magnetische Anziehungskraft zwar weniger hinreißend wurde, aber das Angezogene desto fester hielt. Ihr Unstern wollte, daß ihr Vater, der zur Parthie der Schleuderer gehörte, gegen die Familie Brinviller einen unversöhnlichen Haß im Herzen trug, und daß ihre bessere Natur für dieses Gift keine Empfänglichkeit hatte.

Schon in früherer Jugend kam sie oft bei öffentlichen Gelegenheiten mit Gabrielen zusammen; sie wurden bald näher mit einander vertraut, theilten sich ihre unschuldigen Frauenzimmerheimlichkeiten mit, und blieben von dieser Zeit an, unzertrennliche Gespielen.

Wurde Laura zu Gabrielen eingeladen, so mußte die Abwesenheit der Eltern benutzt, oder eine Nothlüge erfunden werden, um sie gegen die empfindlichsten Vorwürfe des Vaters zu schützen, und so gelang es ihr, nachdem sie das jungfräuliche Alter erreicht hatte, durch manchen Vorwand in Brinvillers Hause Theil an den Gesellschaften zu nehmen, und neben der Marquise als Schönheit vom zweiten Range ihre Anbeter zu finden.

Vollendet ist der Cyklus der Natur,
Der kalte Nordwind stürmt durch Hain und Flur.
In ihre Heimath flieh'n die müden Weste,
Des Waldes Sänger aus dem kalten Neste;
Gleich den Ruinen einer alten Veste,
Stehn sie entwölbt die Hallen der Natur;
Die Freude sucht der niedern Hütte Spur
Und gähnend zieht die Langweil in Palläste.

Je enger die Gesellschaft von der rauhen Jahrszeit in ihren Mauern eingezwängt

wurde, um so zwangloser waren jetzt ihre Unterhaltungen. Die Feste wurden in ein trauliches Winterkränzchen verwandelt; man tanzte, spielte, las Verse vor, erzählte u. s. w., und wenn es hiebei auch zuweilen etwas trocken und eintönig hergieng, so hieß es doch jedesmal: Ende gut, alles gut; denn damit jeder Ritter mit einem herzstärkenden Pensee entlassen werde, so schloß sich jedes Kränzchen mit einem Pfänder- oder Räthselspiel.

Einst traf es sich, daß Gabriele ihre Aufgabe nicht lösen konnte, und zur Strafe den ersten zur Thüre hereintretenden Herrn küssen mußte. Die Herrn mußten abtreten, und das Kußrecht unter sich durch's Loos bestimmen. Der Zufall gab das Glücksloos in die Hand ihres Gemahls. Das Signal wurde gegeben, man klopfte, die Thüre flog auf, und — Malemort lag in den Armen der Marquise.

Die Männer klatschten in die Hände,

die Damen, nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, standen auf und lachten.

Nur Laura saß unbeweglich auf ihrem Stuhle und lachte nicht. Eine Todenbläße überzog ihr Gesicht, sie war einer Ohnmacht nahe, und wurde kaum noch durch einen aufmerksamen Ritter, der ihr zu Hülfe eilte, vom Sinken zurückgehalten. Man brachte sie in ein Nebenzimmer, wo sie sich bald erholte, und da die Wagen schon unten hielten, so fuhr sie mit ihrem Bruder nach Hause.

Die Marquise befand sich in einer sichtbaren Verlegenheit, die sich der ganzen Gesellschaft mittheilte; der Rittmeister entschuldigte sich, die Männer lachten da capo, und der Marschall von Luxemburg, der Malemort eingeführt hatte, brachte alles wieder in Ordnung. „Weibliche Zufälle, sagte er, weiter nichts, setzt Euch meine Damen, wir haben gute Nachrichten aus Flandern,

Oesterreich hat Friede gemacht, die Niederlande sind unser.“

Nun nahm alles die rechte Wendung, die Gläser wurden gefüllt und Viktoria getrunken, und jetzt erklärte der Hausherr das vorgefallene Quidproquo. Er hatte eben das Loos gezogen, als der Marschall die Treppe heraufkam, und den Rittmeister vorstellen wollte, dessen Regiment vor einer Stunde eingerückt war. „Ihr kommt gerade gelegen, meine Herrn, sagte der Marquis, meine Frau hat im Spiel drei Küsse verloren, die sie an den ersten Mann der ins Zimmer tritt, bezahlen muß. Das Loos ist auf mich gefallen, allein es will sich nicht wohl schicken meine eigene Frau in einer Gesellschaft zu küssen; Herr Rittmeister, ich trete mein Recht an Euch ab, dem Fremden gebührt der Vorzug; vorwärts marsch! frisch angeklopft und im Sturmschritt avancirt!“

Der Rittmeister ließ sich das nicht zwei-

mal sagen, und so wollte es der launichte Zufall, daß zwei Liebende, welche der Stunde des Wiedersehens und des flüchtigen Augenblicks einer verstohlenen Umarmung so sehnlich entgegen harrten, diesen Herzensact öffentlich und eben so sicher verrichten sollten, als hätte sie eine schützende Fee in eine Wolke gehüllt. Niemand hatte von ihren innern Bewegungen die leiseste Ahndung, nur Gabrielens Unruhe, die man als Schamhaftigkeit auslegte, nahm immer zu, und schien der Gesellschaft ein Wink zum Aufbruch zu seyn, den sie, da es ohnehin schon spät war, befolgte, und sich verabschiedete.

Der Rittmeister wurde vom Marquis als Hausfreund und Mitglied der Gesellschaft aufgenommen, und nebst dem Marschall auf den andern Tag zur Tafel geladen.

Meine schönen Leserinnen, und besonders diejenigen, welche sich auch schon in Gabrielens Lage befanden, werden mir die

Schilderung ihres Gemüthszustandes gerne erlassen. Sie legte sich früh zu Bette, und stand früh wieder auf, um zur Bewirthung ihrer Gäste die nöthigen Verrichtungen anzuordnen.

Sie ließ sich nach Laurens Befinden erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß sie ausser Stand sey, das Bett zu verlassen.

Das Mahl war prächtig, die Gäste zahlreich und heiter. Der Rittmeister, von der Neugierde des Marquis bestürmt, erzählte vom Türkenkrieg, schob die Schuld des unglücklichen Ausgangs auf Candia einzig auf die Fehler des Feldherrn, und machte von den großen Gefahren und Heldenthaten seines eigenen Ichs eine so schreckliche Schilderung, daß jedermann, und besonders die Marquise zur lebhaftesten Theilnahme hingerissen wurde.

„Es ist wahr, sagte er, daß ich den Herzog angefeuert habe, so bald und rasch vorzudringen, wie konnte man aber vermuthen,

daß der angreifende Feldherr das Terrain nicht kennen werde? Unsere ganze Armee wurde umringt, das Gemetzel war gräulich, wir wichen, und der Herzog fiel an meiner Seite.

Marschall von Luxemburg. Auf Eure Gesundheit Herr Rittmeister.

Malemort. Ich mußte mir durch vier Türken, die über mir waren, Bahn machen. Drei lagen schon im Staube, als der vierte, ein Riese von einem Engländer, — Türken wollt' ich sagen — mir diesen Hieb hinter das rechte Ohr beibrachte, der mir sicher alle fünf Sinnen mitgenommen hätte, wäre nicht mein Gegner durch eine Kugel niedergestreckt worden; nun bekam ich Luft und konnte mit Ehren fliehen.

Alle wünschten ihm Glück zu seiner Rettung, und stießen die Gläser an, auf einen dauerhaften Frieden. Der Rittmeister schüttelte den Kopf: „Das ist nichts? die faule Ruhe ist das Grab der Ehre, auch der

größte Held überlebt sich im Frieden; ich wünsche mir Krieg."

So nehmt ein Weib, sagte der Marschall lachend, denn mit Männern giebts vor der Hand nichts zu streiten. Der Friede ist unterzeichnet, wir geben die Grafschaft Burgund mit ihren geschleiften Festungen zurück, und behalten die eroberten Oesterreichischen Niederlande.

Dies war eine Kriegserklärung für die Damen, welche die Feindseligkeiten sogleich eröffneten, und den Marschall mit Brodkugeln und Zungenlanzenstichen in die Enge trieben.

Daß hiebei manches Schlagwort fiel, wodurch die Unterhaltung verschiedene Wendungen nahm, sich in Parthien spaltete, die sich, auf das, unter dem Lärm hervortönende Wort: Maskenball plötzlich wieder vereinigten, und die Karrikaturrollen unter sich vertheilten, und daß überhaupt die Tischgespräche dieses vornehmen Gast-

mals nicht geistreicher und witziger abgehalten wurden, und sich eben so bunt durchkreuzten, als es gewöhnlich bei uns gemeinen Leuten zu geschehen pflegt, ist alles was wir über diesen Gegenstand noch zu sagen wissen.

Die Gesellschaft gieng auseinander, der Marquis auf sein Zimmer, und Gabriele entfaltete auf ihrem Sopha ein Briefchen, das ihr eben Laurens Kammermädchen gebracht hatte.

„Verzeihe mir, liebe Marquise, daß der Schlag, der mein schwaches Herz getroffen hat, gestern das Vergnügen Eurer Gesellschaft stören mußte! Ein Geständniß, das ich früher schon deinem Busen anvertraut habe, entdeckt dir die Quelle meines Unglücks. Ich mußte ihn in deinen Armen sehen den Nichtswürdigen, der mich durch heuchlerische Schmeicheleien um mein Herz

betrog, und in höhnendem Triumphe verließ, um mit einem Siege zu prahlen, den seine freche Hand nie errungen hat. Ich bitte dich, liebe Gabriele, stoß' ihn von dir den Elenden, denn er wird dein häusliches Glück und den Frieden deines edlen Gatten vergiften. O daß ich Trost an deiner Brust suchen dürfte! aber auch dieses Labsal ist mir auf immer versagt. Mein Vater hat den Kutscher ausgeforscht, wo mir mein Zufall begegnet sey? und der schwache Mensch gab seinen Drohungen nach. Nur die Sorge für mein Leben konnte seine Wuth mildern, aber nie, theure Freundinn! nie darf ich dich wieder sehen. Wie könnte ich auch in einer Luft athmen, die durch ihn verpestet ist? Lebe wohl, liebe Gabriele, und schenke ein mitleidiges Andenken deiner Laura."

Ein Billet doux? fragte ihr Gemahl, der in ihr Zimmer zurückkam.

„Ein bitteres Klagelied — da lies es selbst."

Der Marquis lächelte. „Man muß dem Mädchen einen Mann geben; es ist aufgereizte Eifersucht was aus diesen Zeilen spricht. Malemort mußte ja ins Feld ziehen, wie konnte er bei ihr bleiben? Jetzt, da wir Friede haben und er, als Rittmeister, eine Frau standesmäßig ernähren kann, wird er wohl selbst wieder bei ihr anklopfen. Ich will doch mit ihm sprechen."

Sie. Ueberlasse das mir, lieber Mann! das sind Weibergeschäfte.

Er. Du hast Recht, das Kuppeln taugt nicht für Männer.

Des andern Morgens machte der Rittmeister seine Aufwartung. Der Marquis empfing ihn freundschaftlich, entschuldigte sich bald mit Geschäften, und gieng auf sein Arbeitszimmer.

Setzen wir uns, sagte die Marquise, zog den Rittmeister neben sich auf den Sopha, und nachdem sie sich die stummen Wahrzeichen ihres Ordens gegeben, mit halber

Stimme und kurzen, gebrochenen Worten, die Seligkeit des Wiedersehens gestammelt und das Lichtgemälde ihres gegenwärtigen Seelenzustandes schraffirt hatten, gieng die Marquise zu dem Vorfall des vorgestrigen Abends über.

„Euer unerwartetes Erscheinen hat die gute Montrose gefährlich erschüttert. Ihr liebtet sie einst, warum habt Ihr sie verlassen?“

Der Rittmeister. Ich habe sie wieder geliebt, ohne zu wissen was Liebe ist. Ich schätze das Fräulein, aber — ein Mann muß sich frei bewegen können im Leben, dachte ich, und schüttelte die Fesseln ab. Jetzt kenne ich die Liebe, Gabriele seit ich dich....

Die Marquise. (warnend) Vergeßt die Etiquette nicht!... Hört ich habe einen Plan. Laura muß heurathen. Die Liebe eines edlen Gatten wird ihre Wunden heilen, nur muß ihre Wahl auf einen Mann

geleitet werden, der ihren Eltern kein Gegenstand des unseligen Familienhasses ist, und keiner Parthei angehört, dadurch wird sie der Tyrannei ihres Vaters entzogen und kommt in angenehme Verhältnisse mit meinem Hause. Diesen Mann habe ich gefunden.

Der Rittmeister. (verlegen) Und der ist?

Marquise. Ferdinand von Dubris; derselbe, welcher ihren Arm unterstützte, als er sie vom Stuhl sinken sah. Ich glaube früher schon bemerkt zu haben, daß sie sich nicht gleichgültig sind. Die Familie ist zwar nicht reich, aber von grossem Einfluß bei Hofe; es wird ihm an einer guten Anstellung nicht fehlen.

Der Rittmeister. Und wer soll die Intrique leiten?

Marquise. Er selbst, wenn Ihr nur die Mühe übernehmen wollt ihn zu mir zu bitten. Sagt ihm, er möchte sich heute

Abend etwas früher im Kränzchen einfinden.

Der Rittmeister. Eure Wünsche sind Befehle für mich.

Ferdinand von Dubris erschien auf die bestimmte Zeit mit gespannter Neugierde, da er sich von dieser Einladung keinen bestimmten Begriff zu machen wußte, und auf ein kleines Abentheuer gefaßt war.

„Guten Abend Herr Glücksritter!" redete die Marquise ihn an.

Dubris. (ihre Hand küssend) Wenn diese Hand mich zum Ritter schlagen wollte, dann hätte Euer schöner Mund mein Glück gewahrsagt.

Die Marquise. Das soll sie auch; gebt acht, sie ist eine Wünschelruthe, und wo diese einschlägt, da ist ein Schatz für Euch zu heben.

Dubris. Es soll ein gefährliches Unternehmen seyn, wenn man den Geist, der ihn bewacht, nicht beschwören kann. Ich bitte Euch mich die Zauberformel zu lehren.

Marquise. Die Karaktere stehen in Eurem Aug' und Herzen geschrieben; der Geist, den Ihr erlösen sollt, ist ein guter Geist, und kennt diese Geheimschrift. (ein Billet aus dem Busen ziehend) Hier ist die Formel.

Dubris. „An Fräulein Laura von Montrose."

Marquise. Ich habe den Auftrag Euch in ihrem Namen zu danken, für die große Aufmerksamkeit, die Ihr dem Fräulein bei ihrem plötzlichen Anfall im Kränzchen, bewiesen habt.

Dubris. Es war Pflicht, ich hatte ja den Dienst.

Marquise. Ueber dem Ihr Eure Pflicht gegen uns andere Damen vergessen

habt Verhehlt mirs nicht, es war ein Liebesdienst, den Ihr dem Fräulein erweisen wolltet? Ihr liebt Lauren, und ich müßte mich sehr irren, oder es fehlt zu Eurer Erhörung nur Euer eigenes Geständniß.

Dubris. Gnädige Frau, Ihr habt mein Herz belauscht.

Marquise. Und nahe bei seinem Glück gefunden. Diese Zeilen werden Euch den Weg zum Ziele bahnen; zweifelt nicht, Ihr habt Lauren verbindlich gemacht, und eine solche Aufmerksamkeit vergißt ein Frauenzimmer nie zu belohnen.

Dubris. Ich wollte erst meine Beförderung abwarten.

Marquise. Seyd unbesorgt, wir Weiber haben auch noch eine Stimme im Rathe der Männer. Der Kriegszahlmeister ist gestorben, kommt morgen um diese Stelle ein, das Kriegsministerium kennt Eure Rechtschaffenheit und Talente, der

Dienst ist sehr einträglich, und wird Euch nicht fehlen.

Das Rollen der ankommenden Wagen unterbrach die Unterredung, die im Wesentlichen, bis auf einen dankbaren Handkuß, der beim Abschiede noch nachgeholt wurde, abgeschlossen war.

Ferdinand war ein Mann von ausgezeichneten Talenten, und sehr empfehlender Körperbildung, und bereits als Secretair beim Kriegsministerium angestellt.

Seine Grundsätze erlaubten ihm nicht Lauren seine Liebe und Absichten zu erklären, eh' er mit Zuverläßigkeit hoffen durfte, den erledigten Dienst zu erhalten.

Er überbrachte des andern Morgens dem Kriegsminister seine Bittschrift selbst, und erhielt die vorläufige Zusicherung, daß ihm kein Anderer würde vorgezogen werden.

Nun trat er freudigen Muthes seine Sendung an, eröffnete Laurens Bruder sein Geheimniß, und wünschte, durch ihn,

bei dessen Schwester eingeführt zu werden.

Laura hatte sich wieder erholt, die schwellende Ebbe des Herzens verlor sich wieder in eine sanfte Fluth, welche die Ströme des Lebens in die verlassenen Kanäle zurückführte, und die Rosen ihrer Wangen erfrischte. In einem reizenden Negligee saß sie auf einem Sopha, und spielte mit ihrem Hündchen.

Schüchtern trat Ferdinand in ihr Zimmer, entschuldigte sich, daß er wage sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, und überreichte sein Kreditiv, das folgende Zeilen enthielt:

Liebe Laura!

Ich hoffe, daß der unerwartete Zufall, der deine zarte Natur so heftig erschüttert, und mich selbst einer Ohnmacht nahe gebracht hat, ohne Folgen vorübergezogen seyn wird, und versichere dich meiner innigsten Theilnahme.

Daß du mit dem Rittmeister gebrochen

hast, war ein Werk der Vorsehung; er ist kein Mann für dein Zartgefühl, obschon deine gekränkte Einbildungskraft ihm zuviel that. Zieh seine Soldatenmanieren von ihm ab, und du wirst ihn gelinder beurtheilen, und manches Gute an ihm finden, das mir ihn schätzbar macht. Aber wie gesagt, ein Kriegsmann taugt nicht für dich. Hier schicke ich dir einen Freund, um den Dank zu holen, den du ihm für deine Rettung schuldig bist, und dessen Abbild du, wenn mich meine Beobachtungsgabe nicht trügt, schon in deinem Herzen finden wirst. Der liebenswürdige Herr Kriegs-Ministerial-Secretair — und demnächst Kriegsrath — Baron von Dubris hat mir seine zärtlichste Liebe zu dir und die reinsten Absichten auf deine Hand vertraut. Wenn du meine Fürsprache für ihn, und meine Bürgschaft für dein eigenes Glück annehmen willst, so wirst du ihn nicht unerhört von dir lassen. Seine Hand wird dich aus der Sclaverei deines

strengen Vaters befreien, und mir die Wonne verschaffen dich wieder oft und ungehindert in meinem Hause zu sehen, wo dich stets mit Sehnsucht erwartet

deine Gabriele.

Still las sie den Brief, schweigend legt sie ihn wieder zusammen; die Rosenfarbe ihrer Wangen verwandelte sich in Purpur, ihre Blicke senkten sich auf das Blatt, mit dem ihre Finger unwillkührlich auf dem Schooße spielten, und an jeder Ecke ein Ohr angebogen; — die Sprache versagte ihr den Dienst.

Auf einem Stuhle, ihr gegenüber, saß der schmachtende Supplikant, gleich einem armen Sünder, der sein Urtheil erwartet, und in der letzten Lebensstunde noch Hoffnung hat; seine Finger trommelten auf dem Hut, er sah zur Erde nieder, dachte an den Geist den er beschwören soll, — und sprach auch nichts. —

Daß sie in dieser Lage ohnmöglich bleiben könnten, fühlten beide wohl, aber Scham-

haftigkeit verschloß ihren Mund, Schüchternheit und Furcht den seinen. Als aber endlich seine Augen allmählig sich erhoben, und ein Blick voll unendlicher Huld dem seinen begegnete, da stürzte er vor der Himmlischen auf die Knie:

„Darf ich hoffen?" war die Summe seiner Beredtsamkeit; er drückte ihre Hand und küßte sie. Ein leiser Gegendruck schien ihm die Erlaubniß zu ertheilen, noch mehr zu fragen.

„Darf ich es wagen den schönsten Mund zu küssen?"

Höher erröthend neigte sie sich gegen ihn; er drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, fühlte ihn, sanft wie das Echo, erwiedert, und — Laura verschwand.

Im Rausche des Entzückens taumelte er auf das Zimmer ihres Bruders, verkündete ihm sein Glück, und schloß sich nun fester an ihn an.

Der Lenz steigt mit verjüngter Pracht
Herab von jenem Hügel,
Und lähmt der grausen Winternacht
Die eiserstarrten Flügel;
Sie sinken, und der Weste Heer
Ist sehr beschäftigt um sie her,
Die Federn auszurupfen.

Er kommt in hehrem Lichtgewand,
Sein Odem wehet Liebe,
Und was des Gottes sanfte Hand
Berührt fühlt ihre Triebe;
Ja selbst der lockre, kalte Schnee
Wird warm, und schmilzt, von Thal und Höh,
In einen Strom — wie Herzen.

Der Schatz war gehoben. Gabrielens, mit Gründen belegte Empfehlung hatte seinen Wünschen die Bahn gebrochen, und Laurens Dankbarkeit, diese holde Pflegemutter der Liebe, war selbst die beste Fürsprecherin für ihn.

Ihre Herzen hatten sich schon erklärt; an einem schönen Frühlingsmorgen, im Schatten einer Rosenlaube vom schönsten Arm

umschlungen, hatte er auch die seligmachende Worte vernommen: Ferdinand ich liebe dich, an deiner Hand will ich durchs Leben wallen!

Durch ihren Bruder fand er nun oft Anlaß sie zu sehen, und seine vielseitigen Kenntnisse liehen seinen Unterhaltungen täglich einen neuen Reiz. Dichterische Erzählungen, malerische Schildereien aus dem, für so Viele verlorenen Paradiese der schöneren Natur, weckten in ihr neue Gefühle, und jede Saite die er anschlug verfloß mit den Schwingungen ihrer Herzenstöne in harmonischem Einklang.

Ausser einer seltenen wissenschaftlichen Bildung besaß er auch die Gabe hübsche Verse zu machen; ein Talent das in jenem Zeitalter eine unbedingte Forderung an einen Mann von gutem Ton und feiner Lebensart war, wenn er anders sein Glück bei der schönen Welt nicht verfehlen wollte; das aber auch noch in unseren Tagen von mancher ästhetischen Schönen als conditio sine qua

non beachtet, und aus diesem peinlichen Grunde von manchem gedächtnißstarken Seladon auswendig gelernt wird.

Nach einigen Wochen erhielt Dubris seine Ernennung als Kriegsrath und Zahlmeister der Armee, und faßte nun den Entschluß förmlich um Laura bei ihren Eltern zu werben.

Mit Furcht und Hoffnung erklärte er sein Vorhaben ihrem Bruder, welcher die Initiative beim Vater, so wie Laura selbst bei der Mutter einleiten, und die Fährde ihrer Gesinnungen ausspähen sollten. Wie erschrack er aber, als er hörte, daß bereits alle Anstalten getroffen seyen, um Morgen in aller Frühe, mit der ganzen Familie, auf ihr Landgut zu fahren, und die Frühlings-Sonne bei Marly aufgehen zu sehen, wo sie einige Monate zu bleiben gedächten. Ferdinand wollte verzweifeln, Karl aber, ihr Bruder, hielt dies für die schönste Gelegenheit für ihn zu negoziren. Er werde ihn unterwegs zum Stoff ihrer Unterhaltung

wählen, und alles zu seinem Lobe sagen, die Schwester aber stillschweigend auf die Stimmung der Mutter lauschen, und ist diese günstig, in Marly mit ihr anknüpfen. Er versprach ihm auf den Abend mit Lauren in den Garten zu kommen, damit er Abschied von ihr nehmen könne, und in dieser traurigen Erwartung gieng Ferdinand, von düsterer Wehmuth begleitet, nach Hause.

Er mußte lange im Garten schmachten, bis sie einem Besuche entwischen konnte, und ihm endlich durch den bedeckten Laubgang entgegenflog. Es waren ihnen nur wenige Minuten vergönnt, sich den Schwur ewiger Liebe und Treue zu erneuern; nach den zärtlichsten Umarmungen entfernte sich Laura, und Dubris übergab ihrem Bruder ein Briefchen, das er ihr, nach ihrer Ankunft in Marly, zustellen sollte.

Laura sah die Sonne in Marly nicht aufgehen. In ihrem Herzen strahlte eine

schönere Sonne, denn die Aeusserungen der Eltern über Dubris empfehlende Eigenschaften, und seine Verhältnisse im Allgemeinen, prophezeihten ihr heitere Tage.

Sie hoffte! — und dein Kind, Natur,
Sah dich jetzt nicht in Hain und Flur,
Sah dich im schönern Bilde!

Nachdem man das Frühstück eingenommen hatte, schlug ihr der Bruder einen Spaziergang auf den Hügel vor, um die Wasserkunst zu sehen, und freudig hüpfte sie an seinem Arm davon.

Eine, am Fuße des Hügels, unter zween Ahorn-Bäumen stehende Ruhebank lud sie ein, hier zu verweilen; sie setzten sich, und Karl übergab ihr nun das Briefchen, nebst Gruß und Kuß von Ferdinand

an Laura.

Sie fliehet fort, noch eh' die Morgensonne
Die Flur beschien, war Laura schon entfloh'n,
Und meine Ruh', und meines Herzens Wonne
Floh auch mit ihr davon.

Dort schwimmt sie hin durch balsamreiche Lüfte,
Die Blumen die sich ihrer Nähe freu'n
Entfalten sich, die ersten Morgendüfte
Der Göttin auszustreu'n.

Ihr Wagen rollt, mit Grazien umgeben,
Die dienstbar sie mit Freude überzieh'n,
Und Zephyr eilt, sie fächelnd zu umschweben,
Wenn ihre Wangen glüh'n.

Wohin sie zieht, hört sie aus jeder Kehle
Ihr lautes Lob, das Hain und Flur erfüllt,
Und in dem Tau, dem Spiegel ihrer Seele,
Strahlt tausendfach ihr Bild.

O fliehe nur, auf rosenfarbnen Schwingen
Der Fantasie holt dich dein Liebling ein,
An deinem Thron, um den die Engel ringen,
Der Seligste zu seyn!

Eine Silberthräne schimmerte in ihrem seelenvollen Auge. „O du lieber, guter Ferdinand! — Carl, ich mag die Wasserkunst nicht sehen; kehre mit mir zurück, ich muß mein Geheimniß in den Schoos der Mutter ausschütten, suche Du den Sinn des Vaters zu lenken."

Laurens Herz schmiegte sich an den mütterlichen Busen, und fand zärtliche Theilnahme, sie zeigte ihr das erhaltene Gedicht, welches ihr recht wohl gefiel. Indessen bearbeitete Karl den Willen des Vaters mit Vernunftgründen, und fand ihn auch nicht abgeneigt, besonders wegen der einträglichen Stelle die Dubris erhalten hatte. Bei Tische nahm die Mutter das Wort zu rechter Zeit, und wurde von Karl unterstützt, der das Gedicht vorlas.

„Alles recht, sprach der Vater, ich habe nichts dagegen, wenn er nur keine Verse machte.“ Ein Poet, meinte er, sey ein Phantast, ein träumender Nachtwandler, der mit verschlossenen Augen auf den höchsten Zinnen seiner Luftschlösser herumgaukelt, und die Gefahr nicht eher sieht, bis sie unter ihm einstürzen.

Es giebt Ausnahmen, auch ist er kein Poet von Profession, antwortete Karl.

Laß' ihn nur erst eine Frau haben, sagte

die Mutter, und die jungen Leute werden es kein Haar anders machen, als wir; er wird seine Dichterleyer an den Nagel hängen, und Laura ihre Laute zu der Meinigen in die Polterkammer. Hast Du, als Bräutigam nicht auch Verse auf mich gemacht? ich könnte sie noch aufweisen, wenn ich unter meinem Plunder nachsuchen wollte.

„Nu, nu, ich bins zufrieden; liebst Du ihn denn meine Tochter?"

Laura flog an seinen Hals, und küßte ihm Hand und Wange. Wann kehren wir nach Paris zurück, lieber Vater? fragte sie.

„Wir kommen ja erst hier an. Hast Du ein so sehnliches Verlangen nach ihm, so laß ihn kommen; ich möchte doch den Mann auch näher kennen, eh' ich Ja sage."

Welch ein Wort! zitternd vor Freude stahl sich Laura hinweg, befahl einem Knechte ganz stille ein Pferd zu satteln, und schrieb die eiligen Zeilen:

O wie glücklich bin ich, geliebter Fer-

dinand! meine Eltern wissen nun Alles, und ich darf hoffen. Mein Vater wünscht Dich näher zu kennen, und hat mir erlaubt Dich zu uns einzuladen. Nimm das flüchtigste Pferd, aber ein frommes, und eile nach Marly.

Habe Dank für Dein schönes Gedicht! Gott wird es aber verhüten, daß der Schluß desselben in Erfüllung gehe. Nein, mein Ferdinand soll seine Seligkeit nicht in seiner Phantasie finden, sondern in den glücklichen Armen seiner

Laura.

„Geschwinde, im Galopp nach Paris. Auf der Kriegskanzlei fragt ihr nach dem Herrn Kriegsrath von Dubris, und übergebt ihm diesen Brief. Ihr bleibt in Paris über Nacht, und bringt diesen Herrn ohnfehlbar Morgen zum Frühstück.''

Da stand er nun, nach einer ewiglangen Nacht, in der ganzen Fülle männlicher Kraft und Schönheit. Er wurde freundschaftlich

aufgenommen, von den Frauenzimmern geschmeichelt, vom Vater hingegen mit dem Prüfungs-Senkel tief gelotet, von oben, unten und allen Seiten in genauen Augenschein genommen, und da er ganz und gar nichts poetisches, sondern einen gesetzten und sehr gebildeten Mann an ihm fand, mit Vergnügen zum Frühstück und Mittagsmahl eingeladen. Hierauf machte die ganze Familie einen Spaziergang auf den Berg, um die Wasserkunst und die schöne Gegend zu betrachten, und sich einen guten Appetit zu ergehen.

Bei Tische war man fröhlich; der Wein floß in goldenen Strömen, denn der Baron wollte erforschen, ob etwa der Herr Kriegsrath von dem Feuer seines Nektars begeistert, etwas Poetisches von sich geben möchte? Als aber auch diese Probe fehlschlug, die Unterhaltung mit dem, seinerseits, höher begeistigten Vater traulicher wurde, und der Abend nahte, so wagte es

Ferdinand, auf einen geheimen Wink von den Damen, einige verständliche Anspielungen auf den Zweck seines Hierseyn zu machen, und erhielt, vor der Hand, die Erlaubniß, seine Besuche in Marly zu wiederholen, so oft es ihm gefällig seye. Mehr hätte er für heute nicht verlangen können, und wenn er ein Ritter von der Tafelrunde gewesen wäre.

Damit wir aber den Faden dieser Geschichte nicht zu lang spinnen, so melden wir nur noch mit Wenigem, daß der Aufenthalt in Marly um die Hälfte abgekürzt wurde, um die nöthigen Anstalten zur feierlichen Verlobung machen zu können.

Ferdinand versäumte nicht seiner Minerva, der Marquise von Brinviller, von dem erwünschten Fortgang seiner Liebesangelegenheit die erfreuliche Nachricht zu bringen, und ihr, als der Urheberin seines ganzen Glückes mit Thränen der Wonne zu danken.

Er fand sie gerade mit Einladungskarten auf den folgenden Tag beschäftigt, welches der Geburtstag ihres Gatten war, den sie mit einem glänzenden Ball feiern wollte.

„Ihr werdet Morgen auf eine harte Probe gesetzt, Herr Kriegsrath; ich habe Euch für den Dienst bestimmt, und ein so frischer Liebesheld wird es wohl über sich gewinnen, auch in Abwesenheit seiner Gebieterin gegen andere Damen artig zu seyn."

„Die Abwesenheit meiner Dame wird Euch die Freude rauben, mir zum zweiten Male die Vernachlässigung meiner Dienstpflicht vorzuwerfen."

„Ihr kommt heute noch zu Lauren; bezeugt ihr mein herzliches Bedauern, daß mir, im Kranze meiner Freundinnen, von der schönsten Perle nur die Einfassung geblieben ist."

„Sie hat sich diese Stelle auf bessere Zeiten vorbehalten."

„Sagt ihr, daß ich über Eure Treue wachen werde.“

„Wo die Liebe nicht das Herz behütet, da wachet der Wächter umsonst.“

Er empfahl sich, und eilte zu Lauren, sich seines Auftrags zu entledigen. In einem Papiere lesend — was konnte es anders seyn als sein Gedicht? — fand er sie allein in einer Gartenlaube, unterrichtete sie von der Fete des morgenden Tages, und die, ihm übertragenen Offizien, und überreichte ihr eine Rose, zum Pfande seiner Liebe. Wie ein Zephyr schwebte sie hin zum Blumenbeet, und pflückte einige Dreifaltigkeits-Blümchen ab, die sie ihm mit den Worten auf die Brust heftete: „dieser Talismann stärke Deine Treue in der Stunde der Gefahr.“ Mit diesem Segen wurde er entlassen.

Eine Fete von Gabrielens Geschmack angeordnet, war der Inbegriff des höchsten

sittlichen Vergnügens. Das Prisma ihres Witzes wußte alle Strahlen der Freude in ihre eigenthümlichen Farben zu spalten, und jedem Mitgenossen die Lieblingsfarbe seines Sinnes darzubieten. Nur unserm Kriegsrath fehlte die Farbe seines Herzens, und auch unter der Stirne des Marquis, dem eigentlichen Gegenstande des Festes, zogen zuweilen kleine Wölkchen vorüber. Dagegen war es am Horizont des Rittmeisters sehr helle, dessen öffentliches Benehmen der Gesellschaft etwas zu deutlich sagte, daß er hier zu Hause sey, und die Aufmerksamkeit des Marquis mehr als gewöhnlich auf sich zog, welcher vielleicht heute zum ersten Mal sich der Stelle aus Laurens Brief erinnerte: er wird den Frieden deines Gatten vergiften. Aber ein Blick auf die würdevolle Miene seiner Gemahlin tödtete den Verdacht, ehe dieser Wurm sich einengen konnte. Ungestört rauschte der Strom des Vergnügens in seinem Blumenbette

fort, bis allmählig das Lämpchen der Freude verglimmte, und der Morgenstern den müden Sinnen zur Ruhe winkte.

Ferdinand konnte sich dieser Erquickung nicht überlassen, bis er seinem Liebchen schriftliche Rechenschaft über den Verlauf des Festes abgelegt hatte, und da sein Gehirn noch mit poetischen Bildern angefüllt war, so wars nicht seine Schuld, daß Verse aus seiner Feder flossen, und selbst ihr Name in einen allegorischen verwandelt wurde, denn er schrieb

An Amanden.

Das Blümchen, das Dein Herze mir
So minniglich gepflückt,
Hab ich mit sehnender Begier
An meine Brust gedrückt.

Da prangt' es in der Schönen Reih'n,
Doch in der Taumelschaar
Kam, dieses Blümchen zu entweih'n,
Mein Herz nicht in Gefahr.

Du fesselst meinen Liebessinn
Durch mächtige Magie,
Die Dir der Feen Königin,
Titonia verlieh.

Wie von Minervens Schild bedeckt,
Gab mir das Blümchen Schutz,
Das Deine Hand mir vorgesteckt,
Dem kleinen Gott zum trutz.

Kein Busen, wenn des Halses Flor
Beim Tanze sich verschob,
Und wallt' er noch so schön empor,
Erbeuteten mein Lob.

Kein Mund, kein Aug das die Natur
Vom Sternenhimmel nahm,
Die Zauberkraft des Blümchens nur
Besiegte meinen Gram.

Wo Du nicht bist, Du Gottesstrahl!
Fehlt mir das Sonnenlicht,
Bei Spiel, und Tanz, und bei dem Mahl
Fand ich die Freude nicht.

Tief fühlt ich in der Seele, tief
Der Liebe heil'ge Pflicht,
Und jeder volle Pulsschlag rief:
Vergiß Amanden nicht!

Er siegelte, überschrieb „An Amanden." Befahl, schlaftrunken, dem Bedienten dies Billet in das Haus des Herrn von Montrose zu tragen, legte sich dann zu Bette und schlief bis zur Mittagsstunde.

Der Bediente befolgte die Ordre. Laura lag noch in süßem Schlummer versenkt, er übergab das Briefchen einer Magd, diese dem Bedienten, und dieser dem gnädigen Herrn, welcher eben mit seiner Gemahlin am Kaffeetische saß.

„An Amanden?" Aha! das ist ein verblümter Name, eine methamorphosirte Laura; wollen doch sehen? Die Mutter protestirte, aber die noch nasse Oblate war schon abgelöst.

„Da haben wirs: Verse! (er las) und wie verliebt! Nein, so arg hab' ichs doch in meiner Jugend nicht getrieben. Frau, wir müssen dem Ding ein Ende machen, sonst kommt der Mann wieder um seinen

Dienst. Sind Deine Sachen bald in Ordnung?"

Die Baronin versprach in acht Tagen mit der Ausstattung fertig zu seyn, überbrachte ihrer Tochter das Gedicht, und die frohe Bothschaft, daß ihr Vermählungstag auf den ersten Mai festgesetzt sey.

Er erschien der heißersehnte Wonnetag. Welche Freude, welch' Entzücken überströmte die Glücklichen, als sie vor Hymens Altar ihre Kniee beugten!

O segne sie, und freue dich
Natur! Denn heute gattet sich
Die Tugend mit der Liebe.

Die Uebertragung der elterlichen Rechte auf ihren Gatten befreite Lauren von dem Zwange, der sie so lange schon des Umgangs ihrer Freundin beraubt hatte. Man sah sich nun beinahe täglich wieder, machte sich gegenseitig Besuche, und keine Lustparthie

wurde unternommen, bei welcher nicht Gabriele und Laura den Ton angaben.

So schwanden zwei Jahre im Vollgenuß der Freuden dahin. Laura wurde Mutter, aber Gabrielens Schoos blieb verschlossen.

Der Rittmeister befestigte sich immer mehr in der Freundschaft des Marquis. Ein gewisser äusserer Ernst, eine geschliffene Ebenheit in all seinem Thun, und die abgemessenste Wohlanständigkeit im Umgang mit dessen Gattin erwarben ihm ein unbedingtes Zutrauen bei seinem Freunde. Auch gegen Lauren wußte er sich auf eine so gefällige Art zu benehmen, die sie Alles Vergangene vergessen ließ, und an seine Gesellschaft gewöhnte.

Je stärker er aber die Glut seiner Leidenschaften von Aussen eindämmte, je tiefer und gefährlicher brannte sie sich in sein Inneres ein. Daß er den Gegenstand seiner unreinen Begierden nicht ganz besitzen

konnte, kein Zufall seine Hoffnungen begünstigte, und die träge Zeit wie eine Ewigkeit vor ihm lag, vermehrte seinen tantalischen Durst. Er mußte ihn löschen, aber die Krallen der Furien hielten ihn zurück, bis ihn der Wahnsinn ergriff, aus dem blutquellenden Herzen seines Freundes den Born der Wollust mit schwelgerischen Zügen zu trinken. Seine Brust war ein tobender Vulkan, über dessen Scheitel eine schwarze, unglückschwangere Gewitterwolke hieng, in welcher sich höllische Anschläge, gleich feurigen Blitzen, durchkreuzten. Der Meuchelmord war beschlossen. Nur fehlte es noch an einem schicklichen Anlaß, die blutige That vor den Augen der Welt zu entschuldigen. Aber vergeblich war sein Harren, die Gelegenheit, auf welche der Bösewicht lauerte, floh vor diesem Verbrechen, und seine erfinderische Ungeduld mußte sich selbst einen Plan erbrüten, sein ruchloses Beginnen zu vollführen.

Er kannte den glühenden Haß des Herrn von Montrose gegen das Haus Brinviller. Durch den bestochenen Kammerdiener des Barons ließ er solchem das gute Vernehmen und die öftern Zusammenkünfte seiner Tochter mit seinem Todfeinde hinterbringen, und den Tag bestimmen, an welchem er sich selbst hievon überzeugen könne. Der Baron wüthete, er drohte seine Tochter zu enterben, wenn sie sich und ihn noch ferner durch diesen Umgang beschimpfen, und ihn der Schmach entehrender Nachgiebigkeit aussetzen würde.

Er schrieb dem Marquis einen sehr beleidigenden Brief, der aber nicht gerade an seine Behörde, sondern, durch den treulosen Bedienten, in die Hände des Rittmeisters kam, von solchem mit beißenden Zusätzen vermehrt, und, durch eine fremde Hand abgeschrieben, dem ächten unterschoben wurde.

Gabriele schien über den Innhalt dieses

Briefes etwas gereizt, der Marquis hingegen beantwortete ihn mit seinem unerschütterlichen Gleichmuth, und sagte nur mit wenigen Worten, daß es sich für einen ehr- und friedliebenden Mann besser schicke, die Ruhe ihrer Familien zu fördern, als durch einen so misantropischen Eigensinn unaufhörlich zu stören. Der Rittmeister besorgte diese Antwort, ebenfalls in einer verbesserten und vermehrten Ausgabe, auf welche der Marquis folgende kurze Replik erhielt:

„Nur Euer Tod, oder der Meinige kann die Ruhe unserer Familien fördern. Seyd Ihr geneigt das Eurige hiezu beizutragen, so erwartet Euch, Morgen Vormittag um neun Uhr, in dem Gehölze zu Vincennes, mit beliebigen Waffen

Baron von Montrose."

Als ein Mann von Muth und Ehre konnte er diese Herausforderung nicht abschlagen. Er bat seinen Freund Malemort

ihn als Secundant zu begleiten, Gabrielen aber nichts zu entdecken, um sie nicht zu ängstigen.

Ich will dem Stolzen die Antwort selbst bringen, sprach Malemort, und gieng nach der Wohnung des Barons; das Billet aber gab er dessen Bedienten zur Belieferung, abermals in beliebter Abschrift, worin das Rendevous auf eilf Uhr gegeben war. Gleich hinter dem Bedienten trat er selbst ins Zimmer, entschuldigte sich, daß Dienstgeschäfte, Zerstreuungen ꝛc. ihn so lange abgehalten haben, ihn, seinen alten Freund wieder zu besuchen, und erst nachdem er ihm seine neue Freundschaft und jede Art von Dienstleistungen aufgedrungen hatte, ließ er ihm Zeit das Billet zu lesen.

„Eine Herausforderung" sagte der Baron bitterlachend.

„Wie? von wem?

„Vom Marquis von Brinviller.

„So, von dem? . . O dem wollen

wirs stecken. Baron, ich erbiete mich zu Eurem Secundanten; ich war im Türkenkrieg, und weiß zu fechten, wollt Ihr, so nehme ich selbst Eure Parthie, und Ihr secundirt. Damit aber die Sache keine Aufmerksamkeit erregt, so fahrt Ihr allein nach Vincennes, wo ich Euch im Gasthof zu den drei Lilien erwarten werde.“ Das war dem Baron recht, welcher sich auch richtig einzustellen versprach.

In der Nacht setzte der Marquis von Brinviller seinen letzten Willen auf, worin er seine Gemahlin zur Universalerbin seines ganzen Vermögens ernannte. Des andern Morgens frühstückte er mit Malemort, und nach einem zärtlichen aber unbefangenem Abschiede von seiner lieben Gabriele, fuhr er ruhig und im Vertrauen auf Gott und seine gerechte Sache, mit seinem Secundanten ab. Sie kamen Punkt 9 Uhr, als der bestimmten Stunde, an Ort und Stelle an, ohne ihren Gegner zu finden.

Es war ein kleiner, ebener, rings mit Gebüsch umgebener, und von hohen Bäumen beschatteter Platz, mit einem Ruhesitz, auf den sie sich niederließen ohne ein Wort zu sprechen.

Wie wird mir? seufzte auf einmal der Marquis, ich werde mich heute nicht schlagen können, mich übermannt der Schlaf.

„Das ist Folge Eurer zu heftigen Gemüthsbewegung.“

Der Marquis ließ die Arme sinken. Malemort sprang auf, riß ihm seinen Degen aus der Scheide, und stieß ihn dem einschlummernden Freunde durchs Herz. Eiligst warf er den entseelten Leichnam ins Dickigt, bedeckte ihn mit Laub, verwischte alle Spuren von Blut, und kehrte kalt zurück in den Gasthof zu den drei Lilien, wo er den Baron von Montrose erwartete, welcher sich auch auf die festgesetzte Zeit einstellte.

Sie giengen, Arm in Arm, dem Ge-

hölze zu. Der Rittmeister bramarbasirte unterwegs, sprach dem Baron Muth ein, und als sie in den Schranken ankamen, zeigte er ihm einige falsche Stöße, mit der Hand figurirend.

„Euer Gegner säumt lange, er wird noch beten? Habt Ihr auch eine gute Klinge? gebt mir doch Euern Degen." Der Baron reichte ihm solchen, und setzte sich auf die Ruhebank. In demselben Augenblicke stürzte ein Vermummter hinter ihm aus dem Gebüsche, packte ihn rücklings an der Gurgel fest, und ehe der Baron sich loswinden konnte, sank er, mit seinem eigenen Schwerd von Malemort durchbohrt, zur Erde.

Man drückte ihm seinen blutigen Degen in die Faust, schleppte Brinvillers Leichnam herbei, und legte ihn, nebst seinem blutbefleckten Degen, dem Ermordeten gegenüber.

Der Vermummte nahm Kittel und Larve

ab, packte Beides in ein Tuch, und Malemort entfloh mit dem Kammerdiener des Marquis.

Malemort hatte es mit dem Kammerdiener verabredet, die Marquise auf den schrecklichen Schlag, der ihr Herz treffen sollte, vorzubereiten. Mit verstellter Wehmuth, und nassen Augen traten sie beide in ihr Zimmer.

Wo ist mein Gemahl? fragte sie mit ängstlichen Blicken auf diese unglückweissagenden Gebärden? „Faßt Euch, gnädige Frau; in dem Schlafzimmer Eures Gemahls werdet Ihr über ein unglückliches Ereigniß Aufklärung finden. (Er bot ihr die Hand und führte sie in das Gemach.) Ihr kennt den beleidigenden Brief, den Montrose an den Marquis schrieb; so würdevoll und schonend solches beantwortet wurde, so mußte doch endlich der lang verhaltene Familiengroll des Barons losbrechen.

Seht, hier liegt seine Herausforderung, welche Euer Gemahl, als Mann von Ehre, nicht ausschlagen konnte, und welche unsere vorgebliche Spazierfahrt nach Vincennes veranlaßt hat. — Hier hat er eine Verordnung für Euch unter Siegel gelegt (das Papier erbrechend.) „Wenn ich im Zweikampf, zu dem ich von Herrn von Montrose gefordert wurde, fallen sollte, so erkläre ich hiemit, daß meine unglückliche Gemahlin, geborene Marquise von Cheuvreul, die alleinige Erbin meines sämmtlichen nachgelassenen Vermögens seyn soll. Gott segne ihre Tage!

Louis v. Brinviller, Marquis.

„Also ist er todt?"

„Schwer verwundet?"

„Und Montrose?"

„Fiel mit ihm. Sie stießen sich Beide beim ersten Gang, in der Hitze den Degen durchs Herz."

„Durchs Herz? also doch todt?“

„Ja unglückliche Gattin! er ist nicht mehr, Euer edler Gemahl!“

„Ach!“ — leblos sank sie dem Kammerdiener in die Arme, die Dienerschaft wurde zu Hülfe gerufen, man trug sie auf ihr Bette, und wandte alle Hülfe an, sie wieder ins Leben zurückzubringen.

Spät kehrte ihr Bewußtseyn wieder. Als sie die matten Augen aufschlug, und den Rittmeister erblickte, bat sie ihn sich zu entfernen; er wollte ihre Hand küssen, sie zog sie zurück.

„Ich bitt Euch, Malemort verlaßt mich! . . . was habt Ihr hier zu schaffen? geht, und holt mir meinen Gatten zurück... wie könnt Ihr mich in diesen Kleidern sehen? weiß, rosenroth... und sogar grün! Hoffnung? o pfui! was wird er sagen, wenn sie ihn bringen? ist dies die Farbe der Trauer? so ehrst Du mein Gedächtniß? wird er sagen.“ Ihre Sinne wur-

den irre, man war für ihren Verstand in Sorge.

Malemort entfernte sich schweigend — nicht von seinem Gewissen gejagt, sondern in der Absicht diesen Zweikampf, durch seine Kreaturen schnell in ganz Paris verbreiten zu lassen. Er selbst machte die Anzeige bei dem Marschall von Luxemburg, und dieser bei der Polizei, welche sogleich einige Commissaire nach Vincennes beorderte.

Man fand die Leichen in der beschriebenen Lage; sie hatten Stichwunden durch Herz und Lunge, welche, nach Vergleichung mit ihren Degen, keinen Zweifel einer gegenseitigen und gleichzeitigen Erlegung in einem Zweikampfe übrig ließen. Von andern gewaltthätigen Verletzungen war keine Spur zu finden. Die Leichen wurden, jede auf einem besondern Wagen, nach Hause geführt, und in ihrer Familiengruft beigesetzt.

Der Rittmeister bekam Arrest; im Ver-

hör konnte er sich durch den vorgezeigten Briefwechsel der Gebliebenen, und durch die schriftliche Herausforderung des Herrn von Montrose ausweisen; beide fielen, im offenen Zweikampfe, als Opfer der Ehre und des Hasses. Den Secundanten des Barons, welcher gleich nach dem unglücklichen Ausgange entfloh, kannte er nicht. Das Ansehen beider Familien, und der Einfluß des Marschalls wurde berücksichtigt, die fernere Untersuchung unterdrückt, und Malemort freigesprochen.

Verschleyert, und in tiefe Trauer gehüllt, verschloß sich die Marquise in das innerste Gemach ihres Hauses. Obgleich allgemein geschätzt und bedauert, nahm sie doch durchaus keine Besuche an, und ausser ihrem Vater und Bruder, durfte nur ihr Beichtvater vor ihr erscheinen.

Sechs volle Monden brachte sie mit Fasten und Beten zu, und um in ihren frommen Betrachtungen nicht gestört zu

werden, ließ sie alle Thüren verschließen. Die Armen wurden mit Wohlthaten überhäuft, und mit den nahrhaftesten Speisen erlabt, die sie sich selbst versagte.

So strenge, ungewohnte Entbehrungen und Kasteiungen erhitzten endlich ihre Einbildungskraft, und unterdrückten ihre Lebenskräfte. Wenn die Natur, nicht mit sich selbst im Streit, nur die Moral zum Gegner hat, dann ist der Sieg nicht zweifelhaft; sie kämpfte blos gegen den Mißbrauch dieser Seelenfähigkeit, und mit mütterlicher Schonung forderte sie ihre verletzten Rechte zurück. Eine hitzige Krankheit, in welcher die Dulderin bewußtlos schlummerte, war der Uebergang zu einem ruhigen Erwachen; sie hatte aus dem Flusse der Vergessenheit getrunken, und die jungen Reize eines neuen Lebens umschwebten sie in lieblichen Bildern. Sie waren gelöst die Bande einer erzwungenen Ehe, losgesprochen von seinen kalten Pflichten das

liebende Herz, dessen sanfte Regungen ihr wieder für das gesellige Leben Empfänglichkeit gaben. Sie nahm wieder Besuche an, theilte Laurens Kummer über den Verlust ihres Vaters, und diese düstern Gefühle verloren sich im Schooße der Zeit.

Der Schleyer der jungen Wittwe verlieh ihr höhere Reize, welche der Hof nun öfters in Anspruch nahm, und so glitschte der Phaeton der Freuden von den Horen gezogen, allmählig wieder in die gewohnten Gleise.

Malemort war ihrem Herzen alles. Es verstieß nicht gegen die Sitten der Hauptstadt, daß sie ihn nun öffentlich als ihren schützenden Ritter erklärte; im Gegentheil erschien sie in dieser holden Schwäche noch liebenswürdiger, und selbst der Rittmeister genoß, um ihretwillen, einer größern Auszeichnung.

In sorglosestem Vertrauen überließ sie dem Heuchler die unumschränkte Verwal-

tung ihres Vermögens, hatte aber, so zärtlich sie ihn liebte, den Manen ihres Gatten gelobt, sich nie wieder zu vermählen.

Der Bösewicht hatte nun sein Ziel erreicht, und trat aus seiner Rolle. Er hatte nicht Selbstständigkeit genug, ein so großes Glück mit Mäßigung zu genießen. Die Gastmale wurden prachtvoller, der Marstall vergrößert, und an die Stelle eines edlen Geschmacks traten die Larven der sinnlichen Lüste und Begierden. Eine solche Verschwendung kostete Opfer; er kündete Gabrielens Kapitalien auf, veräusserte ihre Güter, und gab sie seinen Lastern preis.

Endlich durchbrach der Strom seiner Leidenschaften den Damm seines Glücks, und begrub den Rest von Gabrielens Vermögen in seinen Wellen. Noch suchte er die Sorglose zu täuschen, die letzte handvoll Geld wurde dem Plutus geopfert, er spielte — spielte falsch, und wurde ertappt.

Dieser Umstand, verglichen mit Brin-

villers zweideutiger Todesart, und der Verschwendung seines Vermögens, machte die Justiz aufmerksam, deren gegründeter Verdacht die Handlungen des Rittmeisters stets im Auge behielt. Er wurde festgenommen und in die Bastille gebracht.

Auf dieser Hochschule fand er die schönste Gelegenheit seine Talente vollends auszubilden. Man entdeckte um diese Zeit zwei alte Weiber, welche wahrsagten, Geister citirten, Liebestränke verkauften, Schleichgifte austheilten, und Schätze gruben. Sie wurden von Hofdamen besucht, und diese erfuhren, unter der Hand, wie bald ihre Ehemänner, oder Anbeter, oder die Maitressen des Königs sterben würden. Man führte diese Processe ins geheim, und zog vornehme Personen ein. Die Staatsgefangenen hatten Festungsfreiheit, und speißten gemeinschaftlich in einem Saale.

Unter ihnen befand sich ein Italiener, Namens Faroni. Malemort paßte auf,

als er diesen Namen hörte. Er hatte ihn nie gesehen, und kannte ihn doch. Der Zusammenhang der Dinge brachte ihn bald auf die rechte Spur, und in seiner verdammten Seele flimmerten einige Hoffnungsstrahlen der Erlösung. Er machte sich gleich nach Tische an ihn.

„Ich soll Euch kennen, Signor?"

Faroni. Möglich, vielleicht irrt Ihr auch; Menschen von ähnlichen Gesinnungen haben gewöhnlich etwas ähnliches in ihren Gesichtszügen, wenn sie sich auch sonst nicht gleichen, und nach diesem Wahrzeichen sollte ich Euch auch kennen, obschon ich mich nicht erinnere Euch je gesehen zu haben.

Der Rittmeister. „Ihr hättet mich wenigstens riechen können, als Ihr, vor einigen Jahren, mit dem Marschall von Luxemburg Nachts ausgiengt, um im Hexengäßchen die Eulen zu füttern. — Wir kennen uns, mein Freund! jetzt laßt

uns nur auf Mittel sinnen, aus diesem Neste zu kommen.

Faroni. Meine Kunst ist erschöpft, diese Mauern verschließen fester als das Grab.

Der Rittmeister. Erfüllt mir nur eine kleine Bitte, und ich sprenge diese Schlösser, und führe Euch durch offene Thüren in die Freiheit zurück.

Faroni. Sprecht.

Der Rittmeister. Lehrt mich nur Eure Kunst, die armen Sterblichen, auf eine sanfte Art, von den Leiden dieses Erdenlebens zu befreien.

Die Forderung war billig, und der Doktor hatte Muße genug, den ganzen theoretischen Curs mit seinem gelehrigen Schüler in der Bastille abzuschließen; das Praktische sollte an einem schicklichern Ort nachgetragen werden.

Inzwischen waren die Criminalverhöre so weit gediehen, daß man für nöthig fand

den Italiener in engere Verwahrung zu bringen, und bei Malemort standen die Aktien nicht viel besser, da der Sohn des ermordeten Montrose und seine Mutter auf Revision des Prozesses drangen, und Briefe vorlegten, die mit den Originalien nicht gleichlautend waren.

In diesem kritischen Augenblicke schrieb er an den Marschall von Luxemburg:

„Ich wünsche Ew. Exellenz meinen letzten Willen mündlich zu eröffnen, und bitte um die Gnade, mir eine geheime Unterredung in der Bastille zu gewähren. Mein Schicksal seye noch so hart, so erkläre ich hiemit, daß der nachgemachte Briefwechsel zwischen Brinviller und Montrose das Werk meiner Feinde ist, und daß ich an dem Tode dieser Freunde eben so wenig Theil habe, als Ew. Exellenz an der Ermordung des unglücklichen Grafen von B . . . . Vielleicht gelingt es Ew. Exellenz den König von meiner und Faroni's Unschuld zu

überzeugen, und uns von seiner Gnade die Freiheit zu erflehen."

Der Gouverneur der Bastille, ein Freund des Marschalls, siegelte den Brief, und beförderte ihn sogleich durch eine Ordonnanz.

Der Marschall, der in die Sache mit eingeflochten war, und den Sinn des Schreibens ohne Kommentar verstand, hielt es nicht für rathsam sich persönlich einzulassen, eilte aber, durch seine geheimen Hebel, den schleunigen Abschluß der Akten und ein günstiges Urtheil zu bewirken, welches dahin ausfiel, daß:

Auf Befehl des Königs

die beiden Gefangenen, namentlich:

Karl von Malemort, Rittmeister bei dem Reuter-Regimente des Königs, als des Meuchelmords, und

Giuseppo Faroni, aus Italien, als der Giftmischerei angeklagt,

für unschuldig erklärt, und sogleich auf freien Fuß gesetzt werden.

Die beiden Weiber hingegen, namentlich:

Regine Sombre, und

Babette Nuit, aus Paris gebürtig und wohnhaft daselbst, als der Giftmischerei und geheimen Künste angeklagt und überwiesen,

nachdem man ihnen beide Hände mit einem glühenden Eisen durchbort und abgehauen hat, lebendig verbrannt werden sollen. Fiat justitia.

Jubelnd zogen die beiden Verbrecher durch die geöffneten Thüren ab, und kehrten der Gerechtigkeit den Rücken.

„Du hast Wort gehalten Kamerad, jetzt laßt uns einen guten Trunk thun!" jauchzte der Italiener.

„Der erwartet uns bei meiner Maitresse, folge mir," erwiederte Malemort.

Aber noch war das Maaß nicht voll, armer Sünder! du mußtest sie ganz verdienen die Höllenstrafe, welche dir der

Todtenrichter im Buche der Verbrecher verheissen hat.

Kaum hatten sie ihren Weg halb zurückgelegt, als das Gewirbel der Trommeln durch die Straßen, und der schreckhafte Tocsin von den Thürmen, Feuer verkündeten.

„Wo brennts?"

In der Vorstadt St. Germain.

Sie eilten hin, und sahen das Haus der Frau von Montrose in vollen Flammen stehen.

Ha! die Rache ruft, schrie Malemort; geschwinde zurück Faroni, jetzt mußt Du Dein Probestück machen. Sie flogen nach Hause, kleideten sich in bürgerliche Ueberröcke, und der Italiener mußte sich mit einem stärkenden Liqueur versehen. Ich werde, sagte Malemort, den jungen Montrose und seine Mutter aufsuchen, und dir kenntlich machen; der Schrecken wird sie gelähmt haben, wir suchen sie zu trösten,

bieten ihnen eine Stärkung an, und Du läſſeſt nicht ab mit bitten, bis ſie etwas annehmen. Der Schreck hat ſie dann getödtet.

Der unglückliche Montroſe hatte ſchon vollendet. Zu kühn mit Rettungsanſtalten beſchäftigt, fand er ſeinen frühen Tod in den Flammen. Seine Mutter wurde in ein Nachbarhaus getragen, und lag bewußtlos auf einem Bette. Ein unbekannter Arzt eilte herbei, und bemühte ſich, durch ſtärkende Tropfen ihre Lebensgeiſter zu erwecken; ſie ſchlug die Augen auf, nahm, auf dringendes Bitten des Arztes, noch einen Löffel voll, worauf ſie ſanft einſchlummerte, und — nicht wieder erwachte.

„Nun iſts vollbracht! jetzt zur Marquiſe.“

Das Wort war kaum ausgeſprochen, als ſie ihren Wagen daher fahren ſahen, und anhielten. Sie hatte den Brandlärm vernommen und wollte der Baronin zu Hülfe

eilen. Es überraschte sie, dem Rittmeister hier zu begegnen, dessen Schuldlosigkeit und Freisprechung sie schon vom Marschall von Luxemburg erfahren hatte.

Kehren wir um, sagte Malemort, wir kommen doch zu spät. Die Mutter hat der Schlag getroffen, und der Sohn kam in den Flammen um.

„Es ist ein entsetzliches Unglück!“ seufzte die Marquise, und hieß die Herren einsteigen.

Auf dem Rückweg erstattete der Rittmeister Gabrielen umständlichen Bericht von dem guten Ausgang seines Processes, und pries sich glücklich, durch diesen Zufall die Freundschaft seines würdigen Begleiters gewonnen zu haben, den er ihr als einen sehr geschickten Arzt empfehlen wolle. Nichts konnte der Marquise, die ihre größte Freude im Wohlthun fand, und schon so manchen Armen durch ihre Unterstützung aus Krankheit und Noth errettet hatte,

erwünschter seyn, als diese Bekanntschaft; der Doktor wurde zur Tafel geladen, und gebeten seine Besuche oft zu wiederholen.

Des andern Tages wurde in Faroni's Wohnung das Laboratorium eröffnet, und die bereits einstudirte Theorie der kabalistischen Chemie praktisch belegt.

Laura und ihr Gatte waren untröstlich, sie zogen sich von allen Gesellschaften zurück, und lebten ein einsames, trauriges Leben. Auch Gabriele, deren Glücksumstände sich geändert hatten, mußte sich einschränken. Das Testament ihres Gatten setzte sie in den Genuß eines unantastbaren Familien-Legats, wovon sie die Zinsen zu genießen hatte, und anständig leben konnte. Nur die üppigen Freuden verließen sie jetzt, aber die zärtlichste und unschuldigste dieser Schwestern blieb ihr treu; es war die Freude der Mildthätigkeit. Sie verdoppelte nun ihre Wohlthaten, speiste Arme und reichte ih-

nen Arzneien. Täglich mußte ihr Kammerdiener sich nach ihren Umständen erkundigen, und ihnen Geld, Heil- und Nahrungsmilttel überbringen. Mit frommer Andacht besuchte die Verschleierte nun öfters die Genovefakirche, wo durch sie Erquickte mit Zähren des Dankes sie erwarteten, und Nothleidende neue Gaben empfiengen.

Die Zeit siegte auch über Laurens Schmerz, und die Sonnenblicke der Vernunft warfen wieder einige Strahlen in die Düsternheit ihrer Seele. Der Uebergang ins gesellige Leben, wozu der Mensch berufen ist, wurde durch ein, in Paris seltenes Schauspiel bewirkt.

Es war Winter; ein tiefgefallener Schnee reizte den Hof, eine Masken-Schlittenfahrt und Banket zu veranstalten, wozu die Marquise, der Rittmeister, und Montrose mit seiner Gemahlin geladen waren. Geschehenes Unglück vergißt sich nicht leichter, als

durch unvermuthete Aufregung sinnlicher Reize.

Geboren werden und sterben ist etwas alltägliches, aber eine brillante Schlittenfahrt in Paris eine zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß nicht jede andere Empfindung schon von der Neugier hätte verdrängt werden müssen.

Die Damen berathschlagten sich über ihre Rollen; der Kriegsrath sollte als Türke erscheinen, wozu ihm Gabriele eine gläserne, mit fleischfarbener Seide gefütterte Maske lieh, die sie von Malemort erhalten hatte; die Damen als Circasserinnen, und der Rittmeister als Christensclave. Köpf' und Hände waren so sehr mit dieser Anordnung beschäftigt, daß ihnen keine Zeit zu Rückerinnerungen übrig blieb.

Der Tag erschien, und der Schlittenzug begann, mit königlicher Pracht und Eleganz, durch die Hauptstraßen von Paris und in den Louvre zurück, der einem Feen-

schloß glich, wo überirdischer Genuß alle Sinne beseligte. Auch Plutus, als Göttin des Glücks vermummt, hatte hier seine Schätze ausgeschüttet. Gabriele tanzte, der Rittmeister war an den Pharotisch gebannt, und spielte. Er gewann, setzte höher, gewann wieder, und wagte es, in verblendender Hitze die Bank zu sprengen. Gabriele stand gerade hinter ihm, und erwartete ängstlich den Ausspruch der Karten.

Zum erstenmal in seinem Leben verließ den Rittmeister seine Haltung; er hatte verloren, und sollte eine Summe bezahlen, welche sein ganzes Vermögen weit überstieg. Die Marquise übernahm die Gutsprache, und zog ihn in den Tanz. Auch der Kriegsrath hatte beträchtlich verloren, und ergriff die bessere Parthie, sich in Terpsichorens Armen zu ergötzen.

Es war schon tief in der Nacht, als am Hause des Kriegsraths die Schelle gezogen wurde. Eine Dienstmagd öffnete das

Thor, der Türke mit der gläsernen Maske trat herein, den sie für ihren Herrn erkannte, nahm ihr das Licht ab, winkte ihr hier zu warten, gieng die Treppe hinauf in sein Zimmer, kam bald wieder zurück, und entfernte sich eilig.

Des andern Morgens fuhr Gabriele selbst zu dem Banquier, und bezahlte die ganze Summe für welche sie gutgesprochen hatte.

Aber welch Entsetzen ergriff den Kriegsrath, als er, nach einem kurzen Schlafe, aufwachte, und die Kriegskasse geöffnet und deren Inhalt, welcher in 30,000 Livres meistens in Banknoten bestand, entwendet fand.

Er fragte seine Gemahlin ob sie etwas davon wisse? sie fiel in Ohnmacht. Die Dienerschaft wurde gerufen, und scharf vernommen; niemand konnte Auskunft geben, außer der Dienstmagd, welche sich über sein Staunen wunderte, da er doch selbst spät in der Nacht nach Hause gekommen sey, ihr

das Licht abgenommen und sich auf sein Zimmer begeben habe, nach einigen Minuten aber wieder zurückgekehrt und eilig davon gegangen seye; auch habe er ihr durch Winke zu verstehen gegeben, sie solle am Thore auf ihn warten.

Diese scheinbare Erfindung warf einen großen Verdacht auf die Magd selbst. Des Kriegsraths Ehre und ganzes Glück stand auf dem Spiel; er flog zum Kriegsminister und zeigte die Sache an, welcher ungesäumt die gesammte Dienerschaft verhaften ließ Das ganze Haus wurde durchsucht, ohne Spur; das Gesinde wurde streng behandelt, um es zum Geständniß zu bringen, aber ihre Unschuld wurde nicht durch den leisesten Verdacht geschwächt.. „Am Ende ist es doch unser Herr selbst gewesen" sagte die Magd im Verhör, „es fiel mir gleich auf, daß er, so spät in der Nacht, allein nach Hause kam, ich dachte, er wird vielleicht viel im Spiel verloren und Geld geholt haben."

Die Erzählung dieses Hergangs machte die Richter aufmerksam; man zog Erkundigung ein, Dubris war der Türke mit der gläsernen Maske, er hatte gespielt und viel verloren, höchst wahrscheinlich ist er der Thäter selbst.

Dieser hohe Verdacht nöthigte die Richter ihn festzusetzen. Mit Bitterkeit warf man ihm vor, daß er das in ihn gesetzte hohe Zutrauen so schändlich mißbraucht und mit dem schwärzesten Undank belohnt habe. Er berief sich auf alle Bekannte, die ihn beim Banket gesehen hatten; keiner wollte ihn vermißt haben, nur konnte keiner beweisen, daß er ihm immer, und um die bestimmte Zeit gegenwärtig war, weil niemand der Zeit achtete.

Der Proceß zog sich in die Länge, der Dienst wurde einem Andern übertragen, und die unglückliche Laura befand sich in dem erbarmungswürdigsten Zustande. Gabriele

kam oft zu ihr, und unterstützte sie mit aller Theilnahme einer treuen Freundin.

Sie selbst aber sollte auch einer harten Prüfung des Geschickes unterliegen. Ihre Tugenden blieben zwar nicht unbelohnt, aber der Segensthau, der vom Himmel auf ihr Haus niederfiel, war mit Wermuth durchbittert. Ihr Vater erkrankte. Malemort, der im Besitze aller Orkane des, aus Paris verschwundenen, Italieners war, und schon geraume Zeit laborirte, mußte die wirksamsten Mittel für ihren Vater verfertigen, die sie ihm selbst darreichte. Sie waren ohne Erfolg, er starb, und ihr Bruder folgte ihm in wenigen Wochen, an einer Zehrkrankheit in die Ewigkeit nach.

Dieser Todesfall brachte sie wieder in den Besitz eines großen Vermögens, aber sie sollte dessen nicht froh werden.

Malemort verfiel durch ungehemmte Befriedigung seiner ausschweifendsten Wünsche in einen Zustand, welchen sogar das Thier

nicht kennt. Er war übersättigt und hörte auf zu genießen. Ein anhaltender Sinnenrausch erschlaffte seine thierischen Fasern, und selbst Gabrielens Reize waren für sein mattes Seelenauge erloschen.

Wie erfinderisch bist du, Hölle, für die Erhaltung deiner Opfer, bis zum Ziele! Noch eine Kraft schlummerte in dem Busen dieses Ungeheuers, die du wecken mußtest, damit der Bösewicht zur Vollendung reife. Unfähig zu Genuß und Verschwendung, tödtest du seinen lähmenden Ueberdruß, und schenkst ihm die alles verzehrende und nimmersatte Habsucht.

Geldgier war noch der letzte Trieb seines zerstörenden Daseyns, und jede andere Kraft zu sündigen in ihm verfault.

Das ganze Vermögen der kinderlosen Marquise war ihm bereits, auf den Fall ihres frühern Todes, zugesichert. Der Geiz hauchte ihm den höllischen Instinkt ein, nach dieser Beute zu greifen. Wie? grinzte

dies Gespenst ihn an, ist Gabriele kein sterbliches Weib? was hindert dich ein gutes Werk zu thun, und sie mit ihrem Gatten wieder zu vereinen? Den treuen Louis giebst du ihr als Begleiter mit, wer bürgt dir sonst dafür, daß nicht der Zufall, heute noch, Geheimnisse durch ihn enthüllt, die nur der Maulwurf hüten kann? Die Todten zeugen nicht, und du wachst sicher über deinen Schätzen.

Der Kammerdiener mußte ihm oft in seinem Laboratorium Handreichung leisten, und war eben beschäftigt das Feuer anzublasen, das ihn selbst verzehren sollte.

Der Rittmeister band sich eine gläserne Maske vor das Gesicht, wenn er das Gift kochte. Heute wollte er die köstliche Panacee der Unsterblichkeit für seine Geliebte bereiten. Sein trocknes Gehirn fieng an sich zu bewegen, zum letztenmal erglühte dieser ausgebrannte Vulkan, und warf einige Höllenfunken aus, und der schmun-

zelnde Geiz freute sich seiner Goldmacherkunst.

Ueber diesen reizenden Vorstellungen vergaß der Rittmeister die Achtsamkeit auf seine chemische Operation; im Funkeln des Feuers erblickte er nur seine Diamanten, im glühenden Flusse seiner Masse fließendes Gold: „bald Malemort bist du am Ziel deiner Wünsche; bald Gabriele schlägt auch deine Stunde!“ —

Ein heftiger Knall erschütterte das ganze Haus; die Phiole zersprang, der Rittmeister wurde von der Lava überschüttet, die Maske fiel ihm ab, und, in eine Giftwolke gehüllt — erstickte er auf der Stelle.

Schnelle Besonnenheit entriß den Kammerdiener den Pforten der Hölle; er stürzte zur Thür hinaus, und überrannte den herbeieilenden Hausherrn, welcher, da er den Giftkoch todt auf der Erde liegen sah, nicht säumte, der Polizei von diesem verdächtigen Vorfall augenblickliche Anzeige zu machen.

Unter den Sachen des Rittmeisters fand sich ein Kästchen, mit der schriftlichen Anweisung, solches, nach seinem etwaigen schnellen Tode der Marquise von Brinviller zuzustellen, oder zu verbrennen. Im Kästchen befand sich ein großer Vorrath von Gift mit Zetteln, nebst der Art wie es wirken werde. Man versuchte das Gift an Thieren.

Die Marquise, welche der Tod ihres Geliebten niederwarf, bemühte sich vergebens, die Gerichtsdiener zu bestechen, um das Kästchen in ihre Hände zu bekommen. Sie entwich, und ihr Kammerdiener fiel in die Hände der Gerechtigkeit.

Keine Martern konnten den treuen Schurken bewegen auf seine Gebieterin zu bekennen. Sein Tod war ihm gewiß, darum hielt er es für hinreichend, die Verbrechen einzugestehen, welche er gemeinschaftlich mit Malemort begangen hatte, und über den Zweikampf in Vincennes das nöthige Licht zu verbreiten. Er wurde gerädert.

Schon waren seine Glieder zermalmt, schon hatte er den letzten Stoß auf die Brust empfangen, das Rad schnellte federleicht zurück, sein Herz schwoll, und schlug hörbar; es war die Brandung des stürmenden Gewissens, die jeder Gegenkraft trotzte, bis es sich entladen hatte. „Die gläserne Maske!" schrie er — und ein zweiter Stoß überlieferte sein Geheimniß dem Richter der Welt.

Die Marquise floh mit ihrem reichen Schmuck und vielem Gelde in ein Nonnenkloster nach Lüttich, wo sie unter dem Namen Charlotte Clairy, als eine reiche Wittwe ohne Familie, mit Freuden aufgenommen wurde. Um auf alle Fälle wegen ihrer Auslieferung beruhigt zu seyn, beichtete sie ein jugendliches Verbrechen, das sie zur Auswanderung genöthigt habe, und fand in diesen heiligen Mauern, der Freistätte aller Verbrecher, den sichersten Schutz.

Drei Monate hatte sie in diesem Asyl zugebracht, als es den französischen Polizeiagenten, welche sie auf allen Straßen verfolgten, gelang, ihren Aufenthalt auszuspüren. Der König verlangte ihre Auslieferung, die aber von den Nonnen standhaft verweigert wurde. Die Welt hatte keine Anforderung mehr an die reuige Sünderin zu machen, die sich dem Schutze des Himmels anvertraut hatte, und keine irdische Gewalt wagte es, sie dieser Aegide zu entreißen.

So sehr sie indessen von allen Klosterfrauen geliebt ward, so fühlte sie doch in ihrer monotonen Einsamkeit, daß sie nicht gewohnt sey unter Nonnen zu leben.

In einer solchen Betrachtung wurde sie eines Tages durch einen, in den Klosterhof fahrenden Reisewagen unterbrochen. Es war der Abt des Benedikterklosters St. Michel in Lothringen, welcher, in Geschäften seines Ordens, in die Niederlande

reiste, und auf einige Tage hier einsprechen wollte. Er war sehr willkommen, und die Marquise bestrebte sich, alles, aus ihren eigenen Mitteln, zu dessen guter Bewirthung beizutragen, und die Unterhaltung bei Tische durch ihren Witz zu beleben. Der Abt war ein schöner junger Mann, der die Kunst zu gefallen in hohem Grade besaß, und nicht gleichgültig betrachtet wurde. Er bat sich nach Tische die Freiheit aus, die Marquise auf ihrem Zimmer besuchen zu dürfen, wo sie ihn mit allen Zeichen des Wohlwollens empfieng. Ein feiner und dabei vertraulicher Ton erwarb ihm ihre ganze Zuneigung, und, nach einigen Tagen, noch etwas mehr. Er bedauerte sehr, daß die Wichtigkeit seiner Geschäfte ihm nicht zuließ, seinen Aufenthalt in dieser himmlischen Abgeschiedenheit zu verlängern. Nach einer förmlichen Liebeserklärung, die sie mit der ihr eigenen Zartheit erwiederte, äusserte er den sehnlichen Wunsch, an einem

dritten Ort mit ihr ein unbelauschtes Stündchen zu genießen, und schlug ihr auf den folgenden Tag eine kleine Spazierfahrt ins nächste Städchen vor. Das Bedürfniß einer Luftveränderung bewilligte seine Bitte; so sehr die Aebtissin es widerrieth, die Stimme der Warnung wurde überhört, der Wagen fuhr vor, sie ließ ihre Chatulle einpacken, und fuhr mit dem Abte von dannen.

Das Städchen war zwei Meilen vom Kloster entlegen. In einem Dorfe auf halbem Wege bot er ihr einige Erfrischungen an, und führte sie in den obern Stock eines an der Straße stehenden Wirthshauses. Man trank etwas Wein, sie bat um Wasser. Der Abt gieng selbst hinunter es zu bestellen, trat aber bald wieder, mit abgeworfener Kutte, als Officier, an der Spitze von zween Polizeidienern mit gezogenen Säbeln, und den Ortsvorgesetzten, in die Stube. Er zog ein Papier aus der Tasche, und zeigte es ihr vor: „Gabriele von Brin-

viller! auf Befehl des Königs seyd Ihr meine Gefangene."

„Verräther!" schrie sie laut, und stürzte mit erstarrter Seele zu Boden.

Man untersuchte ihre Chatulle; sie enthielt eine Menge der kostbarsten Kleinodien, nebst vielem Gelde in Wechseln, und unter andern Schriften fand man ihre eigenhändig geschriebene Beichte.

Als sie ins Leben erwachte, sah sie sich gebunden; sie wurde halbtodt in den Wagen getragen, der Exprälat setzte sich an ihre Seite, die Polizeidiener gegenüber, und so führte man sie, von Gensd'armes begleitet, nach Paris zurück.

Noch schmachtete der unglückliche Dubris im Kerker, in einer Lage, die ihn weder freisprechen, noch überweisen konnte. Gabrielens Beichte gab Aufschlüsse, die seine Unschuld bewiesen, da es aber noch an ih-

rer mündlichen Bestätigung fehlte, so eilte man ihren Proceß zu beschleunigen.

Sie wurde in ein öffentliches und feierlich veranstaltetes Verhör geführt. Das Volk erdrückte sich auf der Tribune, um den Abgott der Hauptstadt zu sehen, der nun zur tiefsten Schmach herabgesunken, die gerechte Strafe seiner Verbrechen erwartete. Sie war schwarz gekleidet und verschleiert. Man setzte sie auf einen Stuhl und nahm ihr den Schleier ab; die Richter erblaßten vor dem Anblick dieser Hyäne, deren ganze Miene noch eben die Unschuld heuchelte, welche sie zum Muster aller Tugenden, erhoben hatte.

Der Präsident fragte sie:

Seyd Ihr Gabriele, geborene von Cheuvreul, Wittwe des Marquis Louis von Brinviller?

Antwort: Ja:

Habt Ihr diese Schrift, betitelt: Die

Beichte meines Lebens, selbst geschrieben?

„Ja."

Der Secretair erhielt Befehl die Schrift mit lauter Stimme abzulesen.

„Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau! In dieser Einsamkeit, wohin die Furien des Gewissens mich trieben, suche ich Ruhe und finde sie nicht. Mein Leben war ein Strom von Lastern und Verbrechen, die schwer auf meiner Seele lasten.

Ich will sie herausreissen aus meiner Brust die drückenden Massen meiner Sünden, und vermag es nicht. Mittheilung, dieser lindernde Balsam im Leiden, ist mir versagt. Wem soll ich sie entdecken diese Höllenqualen? Die Menschheit, die ich verachtet habe, würde mich richten, und ach! ich habe das Leben so lieb. Nur einem Mörder darf ich sie bekennen, und — dieser Freund ist todt!

Dir, mein Gott! und dir verschwiegenes Papier, will ich mich nun vertrauen. Wenn ich sie ausgeschüttet habe die Bosheit meines Herzens, dann liegen meine Verbrechen vor mir, wie die todte Geschichte, und im Innern wirds leichter werden.

Im fünften Jahre meines Lebens verlor ich meine Mutter; ich erinnere mich, daß sie sehr schön war, und daß man, so oft von ihr die Rede war, ihren großen Verstand lobte. Man sagte mir ich gleiche ihr in allen Stücken, und mehr dergleichen Schmeicheleien, die ein Mädchen nicht früh genug hören kann.

Der erste Keim den man dadurch in meinem jugendlichen Herzen entwickelte, war die Eigenliebe. Mein Vater beschäftigte sich mit unserer Bildung gar nicht; er war geizig, rauh und sehr strenge, weniger aber gegen meinen Bruder, als gegen mich, ohne daß ich mir einen Grund seiner Härte anzugeben wußte. Wir erhielten einen jun-

gen, wollüstigen Abbé zum Hofmeister, und da mich dieser besonders nachsichtig und freundlich behandelte, so gewann ich ihn lieb, und nahm immer meine Zuflucht zu ihm, wenn mich der Vater wegen kleiner Fehler bestrafen wollte. Er lehrte mir, wie ich mich benehmen solle, wenn ich etwa eine kindische Bosheit begangen, oder eine Tasse verbrochen hatte, und dergl. Mit einem Worte er lehrte mir die Kunst mich zu verstellen, was mir um so leichter ward, da ich mit einer angeborenen Freundlichkeit etwas Gesetztes, und wie ich oft mit Widerwillen hören mußte, etwas Männliches in meinem ganzen Wesen hatte. Aber nie hat er gestattet, daß ich, wenn ich gegen jemanden erbost oder aufgebracht war, meine holdselige Miene, wie ers nannte, verändern durfte: der Zorn zieht Falten in Dein schönes Gesicht, sagte er, und diese wachsen Dir ein, und machen Dich häßlich. Auch die Aufwallungen Deines gereizten

Herzens muß man Dir nicht ansehen, weder in Deinem Gesichte, noch an Deinen übrigen körperlichen Bewegungen, sonst heißt es: das giebt einmal ein rechter Hausteufel, und Du bekommst keinen Mann. Durch eine stete Gleichheit im äussern Betragen werden Deine Reize unendlich erhöht, und in Dein Inneres sieht niemand. Diese Lehren waren meinem Mutterwitz einleuchtend, ich befolgte sie genau, und meine Lachmuskeln wurden so lange nach Vorschrift geübt, bis die Kunst den Karakter der Natürlichkeit annahm, und es mir wirklich Mühe kostete, ein finsteres Gesicht zu machen.

Der Religionsunterricht war nicht viel besser. Er suchte ihn mit der Naturgeschichte zu verweben, nannte alle Triebe des Menschen göttlich, weil die Natur selbst Gott seye, und erklärte solche als Gesetze, welche zur Erhaltung und Fortpflanzung der Wesen nothwendig bedingt seyen. Die

Moral betrachtete er als ein gesellschaftliches Uebereinkommen, sich gegenseitig nichts Böses zuzufügen, das Böse selbst aber seye nur dann bös, wenn man es dafür halte; dies sey aber noch keine ausgemachte Sache, denn oft gelte eine Handlung bei Einem als Tugend, was der Andere für ein Laster ansieht. Auch der Begriff vom Laster sey sehr relativ. Ein Laster sey eine, das Naturrecht verletzende, und daher verbotene Handlung, die Natur selbst aber widerspreche oft diesem, auf viele Fälle nicht anwendbaren Gesetz; es gebe z. B. gewisse Naturbedürfnisse, deren Befriedigung das Gesetz verbiete, die Natur hingegen gebiete; ja es gäbe beinahe kein Laster und sogar kein Verbrechen, das nicht bei einem oder dem andern Volke Nationalsitte seye, wie z. B. in Teutschland die Völlerei, in Rußland der Diebstahl, in der Türkei die Vielweiberei, und in Italien der Meuchelmord, obschon überall auch Gesetze dagegen vor-

handen seyen, die auf jedes sogenannte Vergehen eine Strafe bestimmen, welche aber nur in dem Fall vollzogen werden könne, wenn man den Uebertreter kenne und in seiner Gewalt habe. Die beste Klugheitsregel, setzte er, wie im Scherze, hinzu, seye demnach diese: laß dich nicht ertappen.

Die Furcht vor Höllenstrafen sey kindische Gespensterfurcht. Gott seye viel zu groß, als daß er die Schwächen der Menschen, die in diesem Leben schon so viel zu leiden hätten, noch jenseits bestrafen könne; wäre dies? so wäre er ein ungerechter Gott, der uns Sterblichen Leidenschaften gegeben habe, ohne die Kraft solchen zu widerstehen, und uns dadurch selbst zu sündigen anreize, um uns bestrafen zu können. Gott könne aber nicht ungerecht handeln, und folglich sey es mit den Höllenstrafen nichts.

Diesen sophistischen Grundsätzen hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu,

und hielt sie für wahr, weil ich keine bessere kannte.

In der Naturgeschichte, worin er vorzüglich stark war, wußte er mir das Sexualsystem sehr deutlich zu erklären.

Als er mich fähig glaubte den ästhetischen Unterricht mit mir anzufangen, las er mir schlüpfrige Romane vor, weihte mich in die poetischen Schönheiten derselben ein, und beleuchtete den Unterricht mit Kupferstichen, die sehr instruktiv waren.

Diese Methode konnte nicht verfehlen, in meinem jungen Herzen die heftigsten Begierden aufzuregen, wozu die Bälle, welche man uns Kindern gab, gewürzhafte Speisen und erhitzende Getränke, das ihrige beitrugen.

Er lehrte mich die Laute schlagen und Liebeslieder singen. Seine Romane schwammen in Liebe, sein Naturrecht sprach von Genuß. Hauptsächlich hatte er mich durch schöne Liebesgedichte, die er auf mich machte,

verführt, oder vielmehr mein innerer Trieb, und eine versteckte Lüsternheit haben mich selbst verführt, denn ich kam seinen Ansichten überall auf halbem Wege entgegen, ja öfters zuvor.

Durch einnehmende Schmeicheleien wurde meine Sinnlichkeit auf einen hohen Grad gesteigert, er war ein schöner Mann, und ich — feierte schon in meinem achten Lebensfrühling das höchste Stufenjahr meiner Unschuld.

Meine Geistesanlagen entwickelten sich schnell, und meine körperliche Ausbildung hielt mit ihnen gleichen Schritt. Ich wurde früh hervorgezogen; dies weckte meinen Stolz, den ich sorgfältig im Hintergrunde meiner Seele verbarg, um nicht abzustoßen. Stolz zeugt Haß und Rachsucht, und diese Höllenbrut nistete sich in meinem verdorbenen Herzen. Ich konnte nicht die kleinste Beleidigung ertragen, ohne die empfindlichste Rache zu nehmen, nie

aber geschah dies öffentlich, um meine äussere Würde nicht zu verletzen. Gutmüthige und edle Menschen schienen mir Dummköpfe, die man zur Noth als Werkzeuge gebrauchen könne, und der herrschende Pariser Ton hatte mich in dieser Meinung nur zu sehr befestigt. Ich schien die Menschen zu lieben, weil ich mich selbst liebte, ich bewies ihnen Achtung, weil ich solche wieder forderte, und meine edelsten Handlungen hatten Nebenabsichten. Oft, ich gestehe es, bekam ich eine Anwandlung, von guten Menschen besser zu denken, die aber mein Verstand verlachte, und nie konnte es mir gelingen ihn zu widerlegen; ich hielt es für eine Anwandlung von eigener Schwäche, der ich nicht unterliegen dürfe. Nur solche Menschen achtete ich, bei denen ich ähnliche Eigenschaften, die ich Seelengröße nannte, bemerkte, und unter diesen war der Lieutenant Malemort der ausgezeichnetste von meiner Bekanntschaft. Ich

glaubte daher ihn wirklich zu lieben, ob ich gleich von dem Ding, das man reine Liebe nennt, nur einen theoretischen Begriff hatte, der mich in den Stand setzte Liebe zu heucheln. Ich hatte mir vorgenommen mit ihm zum Zeitvertreib einen Roman zu spielen. Der reiche Marquis von Brinviller warb um meine Hand; mein Vater, der meine Verbindung mit ihm, seines Reichthums wegen, beschlossen hatte, nannte mich im Scherz eine alte Jungfer, und dies bestimmte mich, nach seinem Willen zu handeln, weil ich mich, nach innerer Prüfung, selbst für eine solche hielt, aber noch Reize genug besaß, womit ich seinen Reichthum und die Befriedigung meiner Leidenschaften erkaufen konnte.

Ich begegnete meinem Gatten wie es mein Stand und meine Klugheit erforderten. Er wurde nach unserer Vermählung mißmüthig, es war aber nicht die unangenehme Nachricht aus Lille, die man als

Ursache angegeben hatte, sondern seine betrogene Erwartung, weil er die Blume nicht mehr bei mir fand, die seine Liebe zu pflücken hoffte, und doch wußte ich durch meinen Zauber sein Herz in Fesseln zu halten.

Zu der schnellen Reise nach Lille hatte ich ihn selbst bewogen, da ich von dem Marschall von Luxemburg erfahren hatte, daß Malemorts Regiment auf dem Marsche dahin begriffen sey. Ich sah ihn nur einen Augenblick, aber der Zufall lehrte mich einen Kellner kennen, welcher der Sohn einer alten Wahrsagerin war, die mir Dienste geleistet hatte. Ich nahm ihn als meinen Kammerdiener an; da er mir aber, so lange Malemort in Lille bleiben mußte, daselbst unentbehrlich war, so ließ ich ihn bis auf weitere Ordre zurück. Durch ihn und seine Mutter unterhielt ich einen Briefwechsel mit dem Rittmeister, welcher ihn, als das Regiment nach Paris marschirte,

mitnahm. Ich hatte den Marschall von Luxemburg gebeten, den Rittmeister, gleich nach seinem Einrücken, bei uns einzuführen, und wenn schon sein überraschender Empfang eine Galanterie des Zufalls war, so verschaffte er mir doch die Schadenfreude, die Montrose vernichtet zu sehen. Laura war ein unschuldiges Geschöpf, ich hätte ihr gut seyn können, wenn schon ihre Schönheit mit der meinigen wetteiferte; aber ihr Vater war ein Schleuderer, und ich hatte der ganzen Familie den Untergang geschworen. Ihre Verbindung mit Dubris hatte ich beschlossen, weil ich wußte, daß ihm der, auf meinen Anlaß nachgesuchte Dienst nicht fehlen werde, durch den ich ihn zu verderben hoffte.

Der verworfene Rittmeister war das Werkzeug aller meiner Plane. Das erste Opfer meiner Sinnenwuth war mein Gatte. Er hatte mehrmals zu viele Vertraulichkeit zwischen mir und dem Rittmeister bemerkt,

welche eine kleine Eifersucht bei ihm erregte, zuweilen Trübsinn verursachten; aber nur hinter den verschwiegenen Gardinen wagte er es einmal, mir hierüber einige leise Vorwürfe zu machen. Je größer die Schuld ist, desto heftiger sind die Entschuldigungen. Ich spielte die Beleidigte, und drohte meine Ehre öffentlich zu retten, und dem Rittmeister das Haus zu verbieten. Absichtlich wurde jetzt mein Umgang mit Malemort noch unbefangener, welcher dagegen von mir den gemessensten Befehl erhalten hatte, sich seinerseits in die engsten Schranken der Wohlanständigkeit zurückzuziehen.

Von nun an war mir mein Mann im Wege, und überhaupt wurde wir sein steifes, methodisches Wesen zum Ekel. Ich kannte kein Band das mich an ihn knüpfen konnte; ich wurde nie Mutter, die innern Organe meiner weiblichen Bestimmung waren ganz entartet; wie konnte Unnatur Natur gebären?

Je mehr ich den Rittmeister liebkos'te, je brennender wurde sein Verlangen nach meinem Besitze. Ich liebte ihn wirklich, wenn anders meine Empfindungen diesen Namen nicht entweihen. Ich entzog meinem Tiger die Nahrung, um ihn zum Morde zu reizen, und der Zweikampf mit Montrose war mein Werk. Meinen Kammerdiener hatte ich mir durch ohnfehlbare Mittel ganz eigen gemacht. Er war der Vermummte, durch welchen Montrose festgepackt wurde, weil ich ihn nicht vorher, wie meinen Mann, durch Opium einschläfern konnte.

Meine Trauer über den Tod meines Gatten war nicht ganz Verstellung; es war eine natürliche Niedergeschlagenheit, eine Bewegung des Gewissens, das ich durch Liebeswerke beschwichtigen wollte, und auch durch die Grundsätze des Hofmeisters bald zum Schweigen brachte.

Wenn dem Künstler sein Meisterstück

gelungen ist, so hält er keine andere Arbeit für schwer. Gattenmord war ein schweres Probestück, und gelang so leicht. Mit zügelloser Freiheit warf ich mich nun in die Arme des Mörders, mit dem ich in blindem Leichtsinn das Vermögen meines Gatten verschwendete

Mit meiner zerrütteten Oekonomie war die Sucht zu glänzen nicht vereinbar. Ich schämte mich in das nie betretene Gleis des gemeinen Lebens, wie ein Insekt, zu kriechen, und war entzückt als Malemort den italienischen Arzt aus der Bastille zu mir brachte, den ich als meinen Schutzgott verehrte.

Die aufgewärmte Klage der Familie Montrose hatte mich empört. Malemort schrieb einen Brief aus der Bastille an den Marschall von Luxemburg, auf dessen Rath ich nach Hofe fuhr, um vom Könige fußfällig Gnade für die Unschuld zu erflehen. Der Monarch verlangte meine Supplike in

einer gefälligern Form, und ein Opfer, das mich nichts kostete, befreite zwei Verbrecher.

Aber den Montrosen hatte ich Rache geschworen, welche mein Kammerdiener glücklich vollzog. Er befreundete sich mit dem Bedienten der Baronin, besuchte ihn oft, und immer bei Nacht. Er war mit Brennstoff versehen, der sich an der Luft von selbst entzündete, und den er an verschiedenen feuerfassenden Stellen des Hauses anlegte. Der Erfolg hat meinem Wunsche entsprochen, und der Rittmeister den Augenblick benutzt, durch Vergiftung der alten Montrose meinen alten Vorsatz zu erfüllen.

Die Noth zwang mich, Bedacht auf meine Finanzen zu nehmen. Eine durch den Hof veranstaltete Maskenschlittenfahrt und Ball brachte mich auf eine Idee, deren Ausführuug gefährlich schien, wenn die Rolle schlecht gespielt wurde; ich kannte

aber meinen Akteur, und zweifelte nicht am Gelingen.

Der Rittmeister hatte einige gläserne Masken, wovon er sich immer eine vor das Gesicht band, wenn er in seinem gefährlichen Laboratorium arbeitete. Ich ließ mir zwei derselben, die sich ganz ähnlich waren, bringen, und übergab eine davon dem Kriegsrath. Zugleich ließ sich der Rittmeister insgeheim einen Türkenanzug machen, welcher von dem des Kriegsraths nicht zu unterscheiden war. Die zweite gläserne Maske sollte die Täuschung vollenden.

Malemort mußte mehrmals zu Dubris gehen, in Aufträgen die ich ihm gegeben hatte, und ausforschen, wo sich der Schlüssel zur Kriegskasse befände, auch das Schloß seiner Kabinetsthüre und des Schreibpultes genau betrachten, um die passenden Dietriche, mit welchen er wohl versehen war, auszuwählen.

Der Rittmeister verlor beim Banket eine große Summe im Pharo, ich zog ihn zurück und nöthigte ihn, sein Abentheuer jetzt zu bestehen. Mein Kammerdiener hielt die Vermummung nebst den Dietrichen verborgen, und wartete seiner in der Nähe des Louvre. Er war ebenfalls vermummt, und mit Dolchen versehen, um dem Rittmeister, im Fall eines Lärms, beispringen zu können, den er bis an die Ecke von Dubris Hause begleitete.

Malemort, welcher wußte, daß nur die Mägde zu Hause waren, ließ sich in seiner Maske für den Herrn vom Hause halten, nahm hastig der Magd das Licht ab, gieng die Treppe hinauf, öffnete mit seinen Dietrichen das Schlafzimmer des Kriegsraths, hierauf den Secretair, in welchem der Schlüssel zur Kriegskasse lag, und kam glücklich mit 30,000 Livres, meistens in Banknoten, zurück.

Daß Dubris selbst für den Dieb gehal-

ten, und die schönen Wangen seiner Gemahlin bald verbleichen würden, sah ich voraus.

Ich hatte für den Rittmeister bei dem Banquier des Spiels gutgesprochen, und eilte, des andern Morgens mein Wort zu lösen.

Lauren besuchte ich oft, und unterstützte sie reichlich, um, durch meine freundschaftliche Theilnahme, allen Verdacht von mir abzuhalten, gegen welchen ich mich von allen Seiten decken mußte. Eine Erbschaft wäre mir jetzt willkommen gewesen.

Mit meinem strengen Vater, der mich wegen meiner Lebensart mit Vorwürfen überhäufte, war ich gespannt; er hatte seinen Unwillen etwas laut werden lassen, und dadurch wurde mein öffentliches Ansehen bedroht; das mußte ich verhüten. Sein Tod war für mich die Quelle eines neuen Lebens und neuer Schätze, die sich um

das Doppelte vermehrten, wenn auch der Bruder starb.

Die Pflichten der Natur waren längst in der Sündfluth meiner Lüste untergegangen. Eine leichte Unpäßlichkeit die meinen Vater befallen hatte, kam meinem Vorsatz entgegen. Die köstlichen Arzneien, welche der Rittmeister zu bereiten wußte, wirkten ohnfehlbar, und ohne die geringsten Merkmale einer Vergiftung, in einer bestimmten Zeit, die man, nach der Stärke der Gabe, verlängern oder verkürzen konnte. Diese Heilmittel — der Name Gift wurde nie von uns ausgesprochen — hatte ich vorher an vielen armen Kranken erprobt, und durch meinen Kammerdiener, der solche austheilte, ihre Wirkung beobachten lassen. Ich selbst habe mich oft, durch persönliche Besuche, von der Art ihres Wirkens überzeugt.

Ich besuchte meinen kranken Vater als eine reuige Tochter, blieb oft allein an seinem Krankenlager, und reichte ihm seine

Arzneien, denen ich das Gift beimischte, welches sich weder durch Geruch noch Geschmack verrieth. Er schien sich zu bessern, verfiel aber bald in einen dumpfen Schlummer, und starb eines sanften Todes.

Mein Bruder fieng schon früher an zu welken, seit einem Abendessen, dem er in meinem Hause beigewohnt hatte, und überlebte den Vater nicht lange.

Durch meine sehr ansehnliche Erbschaft ward ich nun in den Stand gesetzt, meine Lebensweise fortzuführen, hätte nicht die rächende Nemesis, durch den plötzlichen Tod meines Geliebten, meiner Laufbahn ein Ziel gesetzt.

Mein Kammerdiener eilte, mich von dem schrecklichen Falle zu benachrichtigen. Bald nach ihm trat ein Polizei-Offizier mit einigen Gerichtsdienern in mein Zimmer, um mich von dem fatalen Testamente des Rittmeisters in Kenntniß zu setzen. Beim Anblick der Maske verlor ich die Be-

sinnung, ich wankte zurück, und hielt mich an einem Pfeilertischchen aufrecht. „Die gläserne Maske hat mich entlarvt!" ächzte mein erschrecktes Gewissen. Doch erholt' ich mich bald wieder, und ersuchte die Polizeibedienten mir das Kästchen zu übergeben, ob ich gleich dessen Inhalt nicht kennen wollte. Ich bat, schmeichelte, bot meine Börse an, es half nichts. Sie hatten strenge Ordre, nicht nur alle Sachen des Verblichenen in Beschlag zu nehmen, sondern auch meinen Kammerdiener gefangen auf die Polizei zu bringen. Meine Person mußten sie standesgemäß ehren, weil noch kein Verhaftbefehl gegen mich gegeben war.

Eh' ich über meine fürchterliche Lage ruhig nachdenken konnte, gab ich meinem Kutscher Befehl, den Reisewagen schleunigst einzuspannen.

Das Kästchen konnte nicht gegen mich zeugen, und daß mein Louis eher sterben,

als mich verrathen würde, war für mich eine Gewißheit, auf die ich alles hätte wagen können. Aber die gläserne Maske war mein Verräther. Diese Maske war noch von dem Gifte angelaufen, das sie bereiten half; sie war es, die den unschuldigen Dubris ins Gefängniß warf, und seine Gattin dem Elende und der Verachtung preis gab, und von mir hatte er sie erhalten. Nur durch Vergleichung dieses Umstandes konnte man mich als Mitschuldige in Verdacht ziehen, und zu Maasregeln greifen, denen ich nur durch die schnellste Flucht entrinnen konnte. Ich ließ eiligst meine Chatulle und einige Kleider einpacken, beschenkte meine Dienerschaft so reichlich, daß sie keine Noth leiden durfte, und floh aus Paris. Auf der ersten Poststation entließ ich meinen Kutscher, dem ich meine volle Börse gab und die Pferde schenkte, und eilte mit wechselnden Postpferden in diesen Zufluchtsort.

Dies, o Gott! ist das Bekenntniß meiner Verbrechen. Sei mir gnädig und richte mich nach deiner Barmherzigkeit! . . .

Eine tiefe, feierliche Stille herrschte noch lange, nach Ablesung dieser schaudervollen Bekenntnisse, im Gerichtssaal.

Mit sanfter Stimme fragte sie nun der Präsident:

Gabriele von Brinviller, waret Ihr nicht krank, oder hattet Ihr nicht einen Anfall von Schwermuth, als Ihr Eure Beichte niederschriebt?

Antwort Nein, ich war gesund und bei guten Sinnen.

Der Präsident. Bekennt Ihr hier, vor Gott dem Allwissenden, daß Eure, in dieser Schrift enthaltenen Angaben und Bekenntnisse alle wahr sind?

Antwort. Ich bekenne es hier öffentlich vor Gott dem Allwissenden.

Der Präsident. Habt Ihr sonst kein Vergehen zu bekennen?

Antwort. Mein ganzes Leben war eine Kette von Vergehungen, deren weiteres Geständniß Euch nichts nützen würde. Ihr wißt genug, um mir ein Leben zu nehmen, das ich hasse, weil es entehrt ist. Ich bitte nur: quält mich nicht lange.

Der Präsident. Ihr habt in Eurer Beichte mit Gott gesprochen, dem Ihr nichts verschweigen könnt.

Antwort. Was ich noch zu beichten hätte, sind Verirrungen, die Gott nicht richten kann, ohne das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen.

Der Präsident. Habt Ihr zu Eurer Vertheidigung nichts zu sagen?

Antwort. Nichts.

Das Verhör wurde geschlossen, und die Marquise in das Gefängniß zurückgeführt. Das Höhnen der zulaufenden Volksmenge war die größte Strafe für ihren zerknickten Stolz.

Nach dreien Tagen empfing sie ihr Ur-

theil. Ihr Haupt ward ein Fraß des Schwerdts, ihr Körper ein Raub der Flammen, und ihre Asche ein Spiel der Winde.

Der unglückliche Dubris, der gleich nach beendigtem Verhör seine Freiheit erhielt, wurde zur Stelle eines Oberkriegsraths befördert, und seine Ehre öffentlich hergestellt. Von Gabrielens Vermögen wurde der Kriegskasse das entwendete Geld zurück erstattet, die Gerichtskosten bezahlt, und die übrige, sehr beträchtliche Summe dem Oberkriegsrath Dubris als Ersatz für seine unverschuldeten Leiden, zuerkannt.

Lange lebte er mit seiner edlen Gattin im Segen, allgemein geliebt und hochgeachtet. Laura weihte ihrer gefallenen Freundin noch manche Thräne des Mitleids, und erzog ihre Kinder in der Furcht des Herrn.

Druckfehler.

S. 31. Z. 9. v. o. st. nur l. nun.
— 32. Z. 5. = = st. den sie l. der sie.
— 41. Z. 11. = = st. bon chair l. bonne chére.
— 51. Z. 7. = = st. nun l. nur.
— 63. Z. 11. = = hinter verherrlichten, ist einzuschalten: hatte er doch eine schwache Seite, und zwar gerade diejenige,
— 80. Z. 4. v. u. st. leiten l. einleiten.
— 81. Z. 2. = = st. einschlägt l. anschlägt.
— 102. Z. 2. = = st. einengen l. einnagen
— 104. Z. 4. v. o. st. Titonia l. Titania.
— 139. Z. 9. = = st. Orkane l. Arkane.

7057 L.g.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hänle, Georg F.

Die gläserne Maske

Franckfurt a. M. 1820

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2552
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260178-7